

**Günter S. Breuer
Wildpferde
Trilogie Teil 3/3**

Zügellos - die besten Jahre

- ergänzte und
überarbeitete Ausgabe 2023

Wildpferde Trilogie Teil 3/3

- extended Version 2023

Zügellos

... die besten Jahre



Impressum

Texte: © 2023 Copyright by Günter S. Breuer

Umschlag: © 2023 Copyright by Günter S. Breuer

Verantwortlich für den Inhalt: Günter S. Breuer

Dahlienweg 7

59320 Ennigerloh

guenter-breuer@t-online.de

www.gsbreuer.de

Druck: epubli - ein Service der Neopubli GmbH,
Berlin

Ausgabe 2023

Vorweg

Von hier an lernen wir einen Peter kennen, der den Kinderschuhen entwachsen ist.

Natürlich hat er keinen Deut seiner Fantasie eingeübt. Eher das Gegenteil ist der Fall!

Seine Fantasie reicht weit über die ihn umgebenden Grenzen hinaus.

Als junger Erwachsener hat er natürlich auch mehr Verantwortung für sein Tun zu übernehmen!

Er stellt sich seinen Aufgaben, das darf schon vorweg verraten werden!

Meiner ganzen Familie

Inhalt

Wildpferde Trilogie Teil 3/3.....	3
Vorweg	5
Auf der Burg	9
Das Floß	37
Sport	73
Geld verdienen	95
Der Krug	125
Die Fahne	135
Der Tannenbaum.....	143
Bücher verbrennen.....	153
Ausblick	173

Auf der Burg

Jedem Ort wohnt eine gewisse Magie inne. Eine Magie, die jedoch nicht von all den Menschen erspürt werden kann, die nicht das notwendige Einfühlungsvermögen besitzen.

Die beiden Freunde Peter und Harald besaßen die notwendige Sensibilität und Fantasie, um die Magie dieses speziellen Ortes auf sich wirken zu lassen. Sie standen an der äußeren Mauer der Burg, die ihre Heimatstadt im Nordosten auf einem wuchtigen Berg überragte. Von der Burg stand nur noch ein großes, neueres Gebäude, welches heutzutage als Gast- und Feierstätte diente. Die eigentliche Burg, die nur noch aus einer Ruine bestand, schloss sich nach Westen hin an und war für die beiden Freunde der eigentliche Anlass ihres heutigen Ausflugs. Im alten Teil der Burg sollte der Sage nach vor vielen Jahrhunderten der Ritter Greifenklau gelebt haben, der von hier oben die Handelswege auf und an der Weser kontrolliert hatte. Ungefähr fünfhundert Meter nordwestlich der Burg befand sich eine alte Wallanlage, die

Schwedenschanze. Von dort aus sollte die Burg mehrfach belagert worden sein.

Amtssitz und Gefängnis im Jahre 1581

Peter und Harald ruhten sich erst einmal von dem beschwerlichen Aufstieg zur Burg aus. Sie hatten auf ihrem Weg zur Burg nicht die Fahrstraße,



<http://www.burgenwelt.org/>

sondern wie immer den direkten aber schwierigeren Weg den Vogelbaum hinauf und durch den Burgwald genommen. Am Burgtor war eine große Infotafel angebracht, von der Harald vorlas:

- Von 1270 - 1567 ist die Burg Sitz des Drostens und der Amtsverwaltung
- 1368 zerstören Truppen der Stadt Minden

Burg und Stadt Vlotho

- 1618 - 1648 sind kaiserliche, schwedische und brandenburgische Truppen auf der Burg
- 1660 zieht die brandenburgische Besatzung ab
- 1709 wird die Burg auf Abbruch verkauft, es bleiben Gefängnis und Scheune für Gut Deesberg



- 1858 wird das Gefängnis aufgehoben
- 1884 wird eine Gastwirtschaft eingerichtet
- 1889 erwirbt die Stadt Vlotho den Amtshausberg von Gut Deesberg
- 1936 - 1939 wird bei Ausgrabungen im Westteil der Burg der Brunnen teilweise freigelegt, sowie Mauern und Graben werden wieder hergestellt
- ab 2002 umfangreiche Gestaltungsarbeiten...

Rot - Lage des Brunnens in einem alten Plan

„Danke für deinen Vortrag“, meinte Peter, „das reicht im Moment an trockener Geschichte, nämlich Zahlen. Unser Geschichtslehrer würde sich über dein Engagement freuen!“

Darauf ließen sie ihre Blicke in die Ferne schweifen und konnten sich nicht sattsehen an dem herrlichen Ausblick.

Rechts von ihnen lagen die bewaldeten Höhen des Winterberges. Ihre Elternhäuser waren von hier aus leider nicht auszumachen, da sie noch weiter



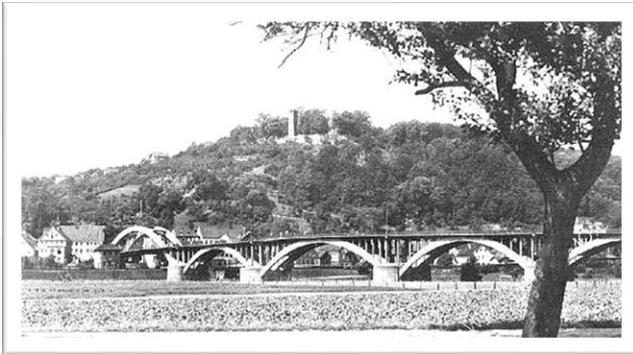
rechts lagen und durch die hohen Bäume des Burgwaldes verdeckt wurden. Auf dem Winterberg war deutlich ihre Schule zu erkennen. Darunter fiel ein Steinbruch steil zur Weser hin ab. Am Fuß des Steinbruchs war eine

Bierbrauerei angesiedelt. Folgte man der Weser mit den Augen flussaufwärts, gelangte man zu einem Kraftwerk, dessen Kühlwasser im Winter ein Zufrieren des Flusses verhinderte.

Sehr zum Leidwesen der Jungen, denn die sich hoch aufschiebenden Eisschollen ergaben eine herrliche Abenteuerlandschaft, die zu erkunden jedoch gefährlich und verboten war. An diesem, von der Stadt aus gesehenen Oberlauf befanden sich zwei Schiffswerften. So mancher Stapellauf war an schönen Sommertagen ein gern gesehenes Schauspiel für viele Familien mit Kindern. Im Sommer wurden in dem der ersten Schiffswerft gegenüberliegenden Hafen dicke Baumstämme aus Afrika angelandet. Sie dienten der in der Nähe angesiedelten Möbelindustrie als Rohmaterial. Auch mit Flößen wurden Baumstämme von der Oberweser aus in die Stadt transportiert. Ein weiterer wichtiger Wirtschaftszweig in der Stadt war die Tabakindustrie, die ebenfalls auf den Hafen angewiesen war. Haralds Vater selbst besaß eine kleine Firma, in der Kisten für die Zigarrenindustrie hergestellt wurden. Direkt unter dem jetzigen Standort der beiden

Freunde war der Stadtkern zu erkennen. Die von rechts aus dem Tal kommende Hauptstraße teilte sich kurz vor dem Fluss und überquerte diesen auf einer Brücke in einem großen Bogen. Auf der gegenüberliegenden Seite lag der Ortsteil Uffeln, der sich an die Hänge des Buhns schmiegte.

Der zweite Teil der Hauptstraße folgte dem



Flusslauf in nördliche Richtung und führte schließlich am Bahnhof vorbei. Alles, auch die Schienenstränge, die den Fluss flankierten, wirkten von hier oben wie die Teile einer Modelleisenbahn. Züge, Autos, Schiffe und Häuser sahen aus wie Spielzeug. Hinter dem Buhn und weiter nach links fiel der Blick der Jungen auf das Wiehen- und Wesergebirge, zwei Höhenzüge, die von der Weser bei der Porta

Westfalica durchbrochen und getrennt wurden. Direkt beim Durchbruch, auf der linken Seite, lag das berühmte Kaiser-Wilhelm-Denkmal. Rechts wurde das Wesergebirge von einem hohen Fernsehturm überragt. Hinter dem Durchbruch der Weser lag die Stadt Minden mit ihrem Wasserstraßenkreuz, wo der Mittellandkanal die Weser überquerte. Danach verlor sich der Fluss in der dunstigen norddeutschen Tiefebene, bis er sich schließlich bei Bremerhafen in die Nordsee ergoss.

Peter und Harald konnten sich nicht sattsehen. Minutenlang waren die beiden Freunde mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt.

„Weißt du übrigens, dass es von hier aus bis kurz vor Minden beinahe einen riesigen See gegeben hätte?“, unterbrach Peter die Stille.

„Ich habe mal so etwas gehört“, meinte Harald, „aber erzähl!“

„Also, es geht die Sage, dass der Teufel die Weser an dieser Stelle für seine Zwecke nutzen wollte“, begann Peter. „Dazu klaubte er einen riesigen Haufen Erde, Steine und Geröll zusammen und wollte alles in den Durchgang der Weser bei der Porta Westfalica stopfen. Auf

dem Weg dorthin wurde ihm der gewaltige Haufen jedoch zu schwer, er brach unter der Last zusammen und wurde darunter begraben.“ „Richtig“, fügte Harald hinzu, „der Bonstapel soll der riesige Haufen gewesen sein, unter dem man noch heute, in stillen Vollmondnächten, den Teufel jammern und grollen hören kann.“

Harald sah Peter an und spürte, dass sie beide dasselbe empfanden, ein Glücksgefühl, weil sie beide in dieser geschichtsträchtigen Gegend wohnten. Wie sehr sich ihr Geschichtslehrer über ihre Gedanken freuen würde!

Die beiden Freunde mussten sich regelrecht von der Mauer und dem tollen Ausblick losreißen und sich dem eigentlichen Grund ihres Ausfluges zuwenden - ihrer archäologischen Exkursion. Und wenn Peter und Harald Archäologie sagten, dann meinten sie auch Archäologie, darin waren sie sich einig! Damit war nicht etwa nur ein unmotiviertes Buddeln im Erdreich gemeint, bei dem man, wenn man Glück hatte, auch etwas Interessantes finden konnte. Nein, sie gingen gezielt vor, recherchierten in Quellen, die ihnen an ihrem Gymnasium reichlich zur Verfügung standen und tauchten geradezu in historischen

Boden ein, um den Atem der Geschichte am eigenen Leib zu erfahren. Sie erkundeten die Gegend, schlüpfen in die Rollen der Ritter und ließen längst geschlagene Schlachten erneut aufleben.

Dazu war die alte Burgruine wie geschaffen. Neben der neuen Gaststätte führte ein kurzer Weg unter einem Steinbogen hindurch in den alten Teil. Hier lagen die Reste der großen Halle, mit einem sogenannten Hochzeitsstein in der Mitte. Unter der Halle befand sich ein dunkler Keller, dem sie sich später näher zuwenden würden. Linker Hand, hinter einem neueren Musikpavillon, lagen Gewölbereste, die einmal der Vorratshaltung dienten. Rechts von den Gewölben stand ein freistehender Gefängnisturm. Die für die Jungen interessantesten Ruineteile waren jedoch der schon erwähnte Keller und der Burgbrunnen.

Als sie am Brunnen angekommen waren, sprang Peter sofort auf den gemauerten Rand und balancierte darauf herum.

„Pass auf“, rief Harald, „du weißt doch, was unsere Eltern uns gesagt haben! Auf dem Brunnen liegt zwar ein Gitter, doch alles ist nicht mehr so

ganz sicher!"

„Ich weiß“, entgegnete Peter, „ich muss aber bis zur Mitte des Gitters. Ich möchte diesen Stein genau mittig hinunter fallen lassen.“

Alte Brunnenabdeckung

Harald sagte nichts mehr, stand nur mit offenem Mund am Rand des Brunnens und sah, wie Peter einen Fuß vor den anderen auf die Gitterstreben setzte. Hindurch fallen konnte man zwar nicht, da die Stäbe einen Abstand von etwa acht Zentimetern hatten, aber -

Und da geschah es! Peter rutschte mit seinem



Turnschuh ab, und der rechte Fuß verschwand zwischen den Stäben. Peter verlor den Halt und fiel bäuchlings auf das Gitter.

„Ach du meine Güte“, entfuhr es Harald, „beweg

dich nicht, ich hole Hilfe!"

Das Abdeckgitter schwang leicht auf und ab, veränderte aber seine Lage nicht, da es seitlich verankert war.

„Bleib hier!“, rief Peter relativ ruhig. „Es ist doch nichts passiert. Im Gegenteil, ich liege jetzt genau richtig, um den Stein fallen zu lassen.“

Und richtig! Er hielt den Stein noch in der Hand, positionierte ihn nun genau zwischen zwei Gitterstäbe und ließ ihn fallen.

„Ruhe jetzt! Ich will den Aufschlag hören!“

Harald hielt den Atem an und lauschte wie Peter in die Tiefe.

Schon nach kurzer Zeit war ein Klackern zu hören, als der Stein mehrfach an der Brunnenwand anschlug. Dann hörte man einen letzten Schlag, etwas leiser nun, als er unten auf dem Grund aufschlug.

„Mist“, entfuhr es Peter, „der hat wieder ein paar Mal die Wand berührt! Das stoppt den Fall derart, dass man aus der Fallzeit nicht die Tiefe errechnen kann!“

Da hatte Peter Recht. Die Tiefe war Harald aber im Moment egal. Er wollte nur, dass sein Freund von dem Gitter runter kam. Auch Peter dachte

jetzt anscheinend wieder an seinen eingeklemmten Fuß, denn er begann, daran zu ziehen. Es gelang ihm schließlich, wenn auch unter Schmerzen, seinen Fuß zu befreien. Er bewegte sich langsam auf allen Vieren rückwärts auf den Brunnenrand zu. Kurz bevor er den Rand erreicht hatte, griff Harald ihm von hinten in den Hosengürtel und zog Peter mit einem kräftigen Ruck in Sicherheit.

Peter befreite sich aus Haralds Griff und sagte:

„Danke für deine Hilfe, aber etwas zärtlicher hättest du schon mit mir umgehen können!“

„Ja, ja, Dankbarkeit war noch nie deine Stärke“,

beschwerte Harald sich. „Aber ich habe eine andere Idee. Ich habe ein paar Papiertaschentücher dabei, du vielleicht auch, die knubbeln wir zusammen und zünden sie über dem Brunnen an“.

Verschwörerisch zog er ein paar Streichhölzer aus seiner Hosentasche.

„Genial“, stimmte Peter zu, „diese brennende Fackel lassen wir in den Brunnen fallen und erkennen vielleicht etwas.“

Gesagt, getan. Dieses Mal legte Harald sich mutig auf das Abdeckgitter und schob sich so weit

voran, dass Peter ihn noch an den Füßen festhalten konnte. Er reichte nicht ganz bis zur Mitte, zündete jedoch den Papierknubbel an und ließ ihn durch die Stäbe fallen. Im Fallen gab der Feuerball ein fauchendes Geräusch von sich und beleuchtete die Brunnenwände. Nach kurzer Zeit aber drehte sich der Knubbel um sich selbst, änderte die Fallrichtung und blieb an einem Mauervorsprung hängen. Kleine Papierfetzen lösten sich, segelten noch ein kurzes Stück weiter und verloschen dann.

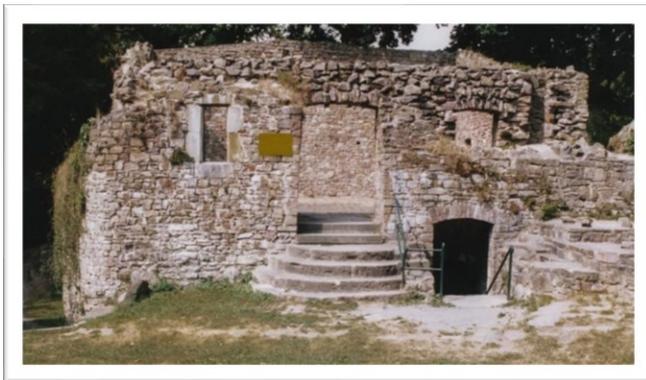
„Wir müssen über das ganze Prozedere noch einmal nachdenken“, sagte Peter und zog seinen Freund an den Füßen wieder zurück auf den Mauerrand. Dort setzten sie sich nebeneinander, und Harald berichtete aus seinem Erfahrungsschatz:

„Ich habe irgendwo gelesen, der Brunnen war so geplant gewesen, dass der Grund auf Höhe des Wasserspiegels der Weser liegen sollte. Bei einer Belagerung der Burg hätten sich die Bewohner an langen Seilen dann nach unten retten können.“

„Nun“, gab Peter zu bedenken, „ich dachte immer, Sinn und Zweck eines Brunnens sei es, die Menschen mit Wasser zu versorgen. Ich weiß von

einer Eselwiese, die von hier aus in einhundertfünfzig Metern Entfernung gelegen haben soll. Soweit musste ein Esel damals laufen, um einen Eimer Wasser über eine Umlenkrolle nach oben zu ziehen! Egal! Bei meinem Experiment mit dem Stein habe ich mir überlegt, dass der jetzige Grund bei etwa fünfzig bis sechzig Metern liegen müsse. Die restlichen Meter bis zum Niveau der Weser sind wohl mittlerweile verschüttet."

In diesem Moment erinnerten sich die beiden Freunde an ihr eigentliches Vorhaben, ihre Ausgrabung im Keller der Burgruine! Der Eingang zum Keller lag nicht weit entfernt vom Brunnen unter dem großen Saal mit dem sogenannten Hochzeitstisch. Ein paar ausgetretene Steinstufen führten hinab in die



Dunkelheit. Je tiefer sie kamen, desto feuchter und glitschiger waren die Steine. Hier erst sahen sie, wie dick das Mauerwerk war. Über ihren Köpfen hatten sich aus Kalk kleine Stalaktiten wie in einer Tropfsteinhöhle gebildet. An den Seiten zeichneten sich ebenfalls durch Kalkwasser gebildete weiße Linien ab. Als sie die letzte Stufe erreichten, gelangten sie an ein verrottetes Tor aus Holzlatten, das nur noch provisorisch in dicken vor Rost starrenden Scharnieren hing. Es stand zum Teil offen. Peter drückte gegen die rechte Torhälfte, die sich jedoch keinen Zentimeter bewegte. Als sich ihre Augen ein wenig an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sahen sie, dass eine schwere, etwa fünfzig Zentimeter im Durchmesser messende Steinkugel ein Verschieben des Tores verhinderte.

„Mensch, ich werde verrückt“, flüsterte Peter, „schau dir das an! Das sind noch Steinkugeln, die vor Jahrhunderten dazu dienten, den am Berg anstürmenden Feinden entgegen gerollt zu werden.“

„Richtig“, stimmte Harald zu, „aber warum flüsterst du denn?“

„Ach, nur so“, stammelte Peter, „ich glaube, dass ich Ehrfurcht vor der Geschichte habe. Was wir hier noch alles finden werden?“

„Im Moment gar nichts mehr“, bemerkte Harald enttäuscht. „Wir haben kein Licht dabei. Vorhin haben wir unsere ganzen Papiertaschentücher aufgebraucht, und ich habe auch nur noch ein paar Streichhölzer.“

Damit war ihre Exkursion für heute notgedrungen beendet. Sie tasteten sich zurück zur Steintreppe und stiegen zurück an die Oberfläche, wo sie zuerst einmal ihre Augen vor den hellen Sonnenstrahlen schützen mussten. Nach kurzer Beratung beschlossen sie, ihren Heimweg anzutreten und am nächsten Tag erneut herzukommen. Sie wollten ihre beiden Freunde Hermann und Helmut zur morgigen archäologischen Exkursion einladen und auf jeden

Fall ihre Taschenlampen und kleine Schaufeln mitbringen.

Am Nachmittag des darauffolgenden Tages trafen sich vier motivierte Freunde vor dem Treppeneingang zum Keller unter der großen Halle. Die Ruine sah wie immer aus, ließ bei den Hobby-Archäologen jedoch ein Gefühl aufkommen, als wehre sie sich gegen ein unerwünschtes Eindringen. Die Freunde wollten dem Gemäuer ja nicht nur einen freundschaftlichen Besuch abstatten, sondern ihm mit Geräten zu Leibe rücken. Sie wollten ins Erdreich eindringen und jahrhundertlang



ruhende Gefilde betreten.

Konnte das sein. Die Freunde spürten geradezu körperlich die Abneigung, die ihnen



entgegenslug. Sie standen immer noch, mittlerweile etwas unschlüssig, außerhalb des Kellers. Was würde sie erst dort unten erwarten? Peter konnte es nicht länger aushalten. Er tastete sich vorsichtig die glitschigen und ausgetretenen Steinstufen hinunter und zwängte sich unten angekommen durch die verrotteten Holzlatten. Sofort schaltete er seine mitgebrachte Taschenlampe ein. Seine Freunde waren ihm zögernd gefolgt und schauten sich nun gemeinsam mit Peter in dem unwirtlichen, niedrigen Kellerverließ um. Was sie dort im Lichtkegel der Taschenlampe sahen, ließ ihnen das Blut in den Adern gefrieren. Sofort schalteten auch Harald, Hermann und Helmut

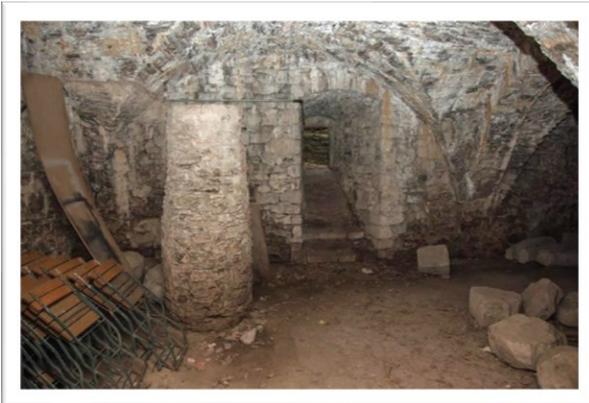
ihre Lampen an und leuchteten alle Ecken aus. Sie wagten sich jedoch keinen Schritt vorwärts. Ein Bereich des Kellers ließ sich vom Eingang aus nicht erhellen, der Raum hinter einem aus dicken aufgetürmten Bruchsteinen bestehenden Gebilde. Es sah aus wie ein riesiger Marterpfahl, den die Indianer im Wilden Westen Amerikas zum Fesseln ihrer Gefangenen benutzten. Dieser Teil des Kellers erschien den vier Freunden als der gruseligste. Wie viele Gefangene hatten hier die grausigsten Foltern über sich ergehen lassen müssen? Anschließend waren sie bestimmt in den nebenan liegenden Gefängnisturm geworfen worden. Etwas seitlich davon fiel durch eine schießschartenartige Öffnung ein wenig Licht auf eine Ansammlung von dicken Steinkugeln, die Peter und Harald schon bei ihrem gestrigen Besuch aufgefallen waren. Mutig erkundeten sie nun mit ihren eingeschalteten Taschenlampen das gesamte Gewölbe, auch den Raum hinter dem dicken Pfahl. An der hinteren Wand des Kellers befanden sich ein paar bogenförmige Nischen, die aber nach näherer Betrachtung nichts Besonderes hergaben. An der gesamten niedrigen

Decke hingen kleine Tropfsteingebilde herab und befeuchteten immer wieder den gestampften Erdboden. Hinter dem dicken Pfahl waren sie am zahlreichsten.

„Hier, hierher!“, hörten drei Freunde Peter ganz aufgeregt rufen. „Ich habe etwas gefunden, ein sensationeller Fund!“

Sofort war er von Harald, Hermann und Helmut umringt. Peter richtete den hellen Strahl seiner Lampe direkt auf einen länglichen, glatt behauenen Steinblock mit einem Schriftzug darauf.

„B-I-S-M-A-r...“, buchstabierte Harald, indem er mit den Fingern über die erhabenen Buchstaben



fuhr, „Bismarck, das ist der Name Otto von Bismarck!“

„War das nicht der Reichskanzler des Deutschen Reiches, der hier auf der Burg einmal zu Besuch war?“, fragte Helmut.

„Am nördlichen Ende der Burgmauer stehen noch Reste des Bismarck-Turmes mit einer Schriftplatte daran“, meinte Hermann, „dort müssen wir einmal nachlesen!“

„Später“, fiel Peter Hermann ins Wort, „lasst uns den Brocken jetzt erst einmal etwas anders hinlegen, dann können wir ihn als Sitzbank benutzen!“

Mit vereinten Kräften schafften sie es, den Brocken für ihre Zwecke herzurichten. Hier schlugen sie ihr Hauptquartier für ihre archäologischen Maßnahmen auf.

Hermann und Helmut rollten noch zwei dicke Steinkugeln heran, die ihnen ebenfalls als Sitzgelegenheit dienen sollten. Als die vier Freunde sich etwas an die Dunkelheit des Kellers gewöhnt hatten, schalteten sie auch die letzte Taschenlampe aus und beratschlagten ihr weiteres Vorgehen.

„Wir haben an unserer Schule leider keine Quellen, also Texte oder Karten über den Keller gefunden“, meinte Peter, „darum ist es auch egal,

wo wir mit unseren Ausgrabungen anfangen."
Daraufhin nahm er seine mitgebrachte Schaufel und stieß sie mit Macht in das Erdreich gleich neben seinem Sitzplatz. Die anderen Freunde schauten sich verdutzt an, so viel Energie hatten sie Peter anscheinend nicht zugetraut.

„Könnten wir nicht zwischen unseren Sitzplätzen ein kleines Feuer machen?“, schlug Helmut vor.

„Dann hätten wir immer etwas Licht und Wärme. Hier ist es doch verdammt nasskalt!“

„Spinnst du“, Hermann boxte seinen Bruder in die Seite, „willst du, dass wir hier entdeckt werden und verschwinden müssen?“

„Schon gut“, gab Helmut kleinlaut zu, „war ein blöder Gedanke.“

Nachdem das geklärt war, machten sich alle an die Arbeit und halfen Peter, das Loch neben der Steinplatte zu vergrößern. Sie leuchteten nur von Zeit zu Zeit mit einer Taschenlampe in das immer tiefer werdende Loch hinein, um ja nicht auch den kleinsten Fund zu übersehen. Die meiste Zeit arbeiteten sie in dem dämmrigen Licht, das durch die Schießscharte hereinfiel. So verging die Zeit ohne nennenswerte Unterbrechung.

„Pling, pling, pling!“ Ein metallisches Geräusch ließ

die vier Freunde aufhorchen. Mit jedem Zustoßen der kleinen Schaufeln erklang das Geräusch aufs Neue. Alle vier Lampen flammten zur gleichen Zeit auf und tauchten das gegrabene Loch in gleißendes Licht. Peter tastete hinein und zerrte nach einigem Suchen ein verrostetes metallisches Etwas nach oben.

„Teil eines alten verrosteten Scharniers“, stellte Harald fachmännisch fest, „immerhin ein Anfang!“

Sie legten den Fund zur Seite und gruben weiter. Nach einiger Zeit flüsterte Hermann:

„Psst, seid mal leise! Ich höre etwas von draußen.“

Sofort wurden die Arbeiten eingestellt, und keine Taschenlampe blitzte auf. Mit angehaltenem Atem saßen die vier Freunde in der Dunkelheit und lauschten. Und richtig, es war das Poltern und Klacken von Steinen zu hören, die nebenan in den Gefängnisturm geworfen wurden. Jetzt hörte man auch:

„Au, lass das ... jetzt bin ich dran ... du tust mir weh ... !“

Lästige Störenfriede, dachten alle Freunde zugleich.

„Ich habe eine Idee“, flüsterte Peter, schlich zur Schießscharte und kletterte leise hinauf, bis er sich kurz vor der schmalen Öffnung auf den Bauch legen konnte. Dort sah er sie, fünf kleinere Jungen, die immer mehr Steine heranschleppten und diese in den Gefängnisturm warfen. Plötzlich drehte einer der Jungen sich in Peters Richtung, zielte und schmiss einen kleineren Stein in die Schießscharte. Peter konnte seinen Kopf gerade noch zur Seite drehen und wäre beinahe abgerutscht. Der Stein polterte hinter ihm gegen die großen Steinkugeln.

„Dieser kleine Mistkerl!“, zischte Peter leise und ließ dann eine bedrohlich dröhnende Stimme erschallen.

„Hier spricht der Burggeist. Stört meinen Burgfrieden nicht und verschwindet augenblicklich von hier, sonst vertreibe ich euch mit Schwertern und Feuer! Grrr...!“, grollte er. Das hatte anscheinend gesessen. Die Störenfriede ließen dort, wo sie standen, ihre Steine fallen und verschwanden unter Kreischen durch eine Mauerlücke in den Burgwald. Peter rutschte zurück in den Keller und wurde von seinen grinsenden Freunden empfangen.

„Hoffentlich hat der Schreck gegessen, und die kommen so schnell nicht wieder“, meinte Hermann. „Was die wohl ihren Eltern erzählen werden? Na, egal, lasst uns noch etwas weitermachen, es ist schon spät.“

Peter leuchtete auf seine Armbanduhr und sagte: „Lange kann ich nicht mehr hierbleiben, ich muss vor dem Dunkelwerden zu Hause sein!“

Auch die anderen Freunde hatten von ihren Eltern die Order bekommen, nicht zu lange wegzubleiben. Sie gruben noch einige Zeit weiter, brachten jedoch nur noch ein verkohltes Holzstück zutage, das sie zu dem verrosteten Scharnier legten. Eine magere Ausbeute! Aber es nützte nichts, sie packten ihre Sachen zusammen und machten sich auf den Nachhauseweg.

Am nächsten Tag, in der Geschichtsstunde, erwartete sie eine böse Überraschung. Herr Meier, ihr Geschichtslehrer, betrat den Klassenraum und begrüßte sie freundlich. In einer Hand hielt er einen bedruckten Zettel, den er geheimnisvoll in die Höhe hielt.

„Das Unterrichtsfach Geschichte hält doch immer wieder ungeahnte Glücksmomente bereit. Selbst für mich, als Geschichtslehrer und

langjährigen Kenner unserer Burg, eröffnen sich immer wieder neue Erkenntnisse."

Peter und Harald sahen sich verstohlen von der Seite an, sie ahnten nichts Gutes.

„In meiner Hand“, fuhr ihr Lehrer aufgeregt fort, „halte ich einen frischen Ausdruck aus einer Fachzeitschrift, in der steht, dass sich auf unserer Burg anscheinend ein unvorstellbares Schauspiel ereignet hat. Wie eine Gruppe von Kindern berichtete, habe sich gestern Abend in der Nähe des Burgverlisses etwas Dramatisches zugetragen. Sie seien bei ihren Spielen durch eine furchterregende, dröhnende Stimme bedroht worden, die unmittelbar neben ihnen aus den tiefsten Tiefen der Erde unter der Ruine hervorquoll. Die Stimme hatte ihnen angedroht, sie mit Feuer und Schwertern vertreiben zu wollen, wenn sie nicht unverzüglich das Weite suchten. Daraufhin seien sie davongerannt. Unglaublich, aber phänomenal! Wenn jemandem von euch etwas über diese Geschichte zu Ohren kommen sollte, meldet euch sofort bei mir. Der Sache muss auf den Grund gegangen werden!“ Mit diesen Worten steckte er den Zettel in seine Aktenmappe und fuhr im üblichen Unterricht

fort.

Jetzt wurde es unseren beiden Freunden doch etwas mulmig zu Mute.

„Wir müssen unser Vorhaben unterbrechen. Da oben treiben sich in der nächsten Zeit bestimmt zu viele Leute herum“, flüsterte Peter seinem Freund leise zu. Nach der Schule berichteten sie Hermann und Helmut von der Geschichte mit dem Bericht aus der Fachzeitschrift. Sie wollten ihnen zwar nicht so recht glauben, waren jedoch alle damit einverstanden, das Archäologie-Projekt für einige Zeit auf Eis zu legen.

Das Floß

In der letzten Schulstunde an diesem Schultag hatten sie Geschichte. Peter und Harald saßen in der hintersten Reihe im Klassenraum nebeneinander und langweilten sich. Zugegeben, geschichtliche Fakten ließen sich auch interessanter darbieten, als durch pures Auswendiglernen von Jahreszahlen und die dazugehörigen Ereignisse. Die beiden Freunde wussten natürlich, dass im Jahre 3, 3, 3 bei Issus Keilerei war. Alexander, der Große kämpfte dort gegen den Perserkönig Darius. Peter wurde immer an dieses Ereignis erinnert, da bei ihnen zu Hause ein großes Puzzle davon als Bild an der Wand hing. Harald sah Peter von der Seite an und tat so, als ob er gähnen müsste.

„Harald, Peter, könntet ihr euch mal ein bisschen mehr beteiligen! Oder interessiert euch das Thema nicht? Ihr seid doch beide so richtige Kämpfer!“

Alle Mitschüler drehten sich um und mussten lachen. Wollte Herr Meier, ihr Geschichtslehrer,

sie etwa vor den Mitschülern lächerlich machen?

„Herr Meier“, gab Peter zurück, „die Schlacht bei Issus ist für uns ein alter Hut. Darüber haben wir schon zu oft diskutiert. Uns würde eher ein geschichtliches Thema interessieren, aus dem wir etwas für unsere Zukunft lernen können.“

„Ja, zum Beispiel die Überquerung General Washingtons über den Delaware“, meldete sich Harald. „Eine solche Aktion könnte man sogar nachspielen, mit einem Floß zum Beispiel. Aber eine ganze Schlacht? Das ist doch bei der Kriegsführung in der heutigen Zeit sowas von out!“
„Hört, hört, die Herren Klugscheißer...!“

Weiter kam Herr Meier zum Glück nicht, denn der Schluss seines Satzes ging im allgemeinen Durcheinander unter, als die Schulglocke das Ende der Schulstunde und somit des Unterrichtstages ankündigte.

„Puh“, ließ Peter Luft ab, „da haben wir ja noch

mal Glück gehabt. Der hätte uns jetzt so richtig gelöchert und vorgeführt. Das wäre bestimmt wieder ein Spaß für den dicken Hans geworden.“

Der dicke Hans war nicht gerade der beste Freund von Peter und Harald. Wenn es eben ging, machten die beiden Freunde einen großen Bogen um ihn.

Sie packten ebenfalls ihre Hefte und Bücher ein und machten sich auf den Weg nach draußen. Im Treppenhaus hielt Harald Peter am Arm zurück und sagte geheimnisvoll: „Peter, warte mal, mir kommt da gerade eine großartige Idee.“

Peter blieb erwartungsvoll stehen und blickte sich suchend nach dem dicken Hans um.

Da der jedoch nicht in Sichtweite war, forderte er Harald auf: „Erzähl, mach es nicht so spannend!“

„Also“, begann Harald hinter vorgehaltener Hand, damit es niemand anderes hören konnte, „auf die Idee mit General Washington und der Überquerung des Flusses Delaware bin ich schon vor ein paar Tagen gekommen. Sie passte mir

heute, in der Geschichtsstunde, nur prima in den Kram!"

„Ich verstehe nur Bahnhof! Kannst du mir das bitte etwas näher erklären?“, fragte Peter nach.

„Mensch, Peter, überleg doch mal“, fuhr Harald fort, „Floß, Flussüberquerung, oder genauer Floß, Bachüberquerung! Einen Bach haben wir quasi hinter unserem Haus und ein Floß könnten wir bauen. Wenn wir dazu noch Hermann und Helmut fragen würden, müsste das Projekt klappen.“

„Harald, du bist genial“, stieß Peter zu laut hervor. Er riss sich zusammen und flüsterte weiter: „Und richtig, Hermann und Helmut haben Zugang zum Holzschuppen auf dem Grundstück der Tischlerei nebenan. Dort liegt Holz im Überfluss. Aber wir bräuchten doch für ein Floß noch Auftriebskörper, sprich leere Fässer.“

Harald schlug seinem Freund mit der flachen Hand auf den Rücken, dass es klatschte und meinte: „Jetzt denkst du genial in die richtige Richtung. Ich hätte jedoch das Thema gar nicht

angesprochen, wenn ich nicht schon eine Lösung für dieses schwierige Problem parat hätte. Wir bekommen doch Material für die Firma meines Vaters immer in großen Fässern angeliefert. Wenn die leer sind, lagern wir sie unter dem Abdach hinter dem großen Schuppen. Dort liegen sie dann meist noch sechs Monate oder länger herum, ohne dass sich jemand an sie erinnert. Vier Fässer habe ich vor ein paar Tagen dort entdeckt!"

„Mensch, Harald“, jubelte Peter lauthals, „das ist ja mehr als großartig! Lass uns die Sache sofort angehen, wir müssen Hermann und Helmut sofort benachrichtigen!“

„Na, ihr Helden, habt ihr den Delaware schon überquert?“ Wie aus dem Nichts stand Herr Meier neben ihnen und schaute sie etwas zu amüsiert an.

„Nö, Herr Meier“, stotterte Harald, „aber es kann sich nur noch um Tage handeln.“

Die beiden Freunde warteten nicht auf eine

weitere Bemerkung ihres Lehrers, sprangen die letzten Stufen der Treppe hinunter und verschwanden durch die Eingangstür einem ereignisreichen Nachmittag entgegen.

„Na, dann mal los“, konnte Herr Meier nur noch anfügen und schaute den Beiden verdutzt hinterher.

Nach Erledigung der Hausaufgaben stand einer Verabredung der vier Freunde nichts mehr im Wege. Sie trafen sich zu der vereinbarten Zeit im hinteren Teil des Gartens von Hermanns und Helmut's Eltern, der an das Gelände der Tischlerei grenzte. Hier hatten sie sich schon öfters getroffen. Beim letzten Mal war Stabhochsprung angesagt. Sportliche Betätigungen waren schon immer ihr Ding gewesen. Das Beet für die Stangenbohnen stellte den geeigneten Platz dar, die gespannten Drähte und die langen Holzstangen die benötigten Utensilien. Natürlich ging es nie ohne kleinere Blessuren ab. Die Drähte schnitten bei allzu zaghaftem Absprung in ihre Oberschenkel, dass schon mal Blut floss, und die langen

Bohnenstangen hielten oft die auf sie einwirkenden Kräfte nicht aus und zerbrachen mit lautem Getöse.

Heute saßen die vier Jungen in der Nähe des Holzschuppens der Tischlerei auf einem Bretterstapel und schnitzten mit ihren Taschenmessern kleine Holzstücke zu Pinnen, die sie für das Pin-Top-Spiel benötigten. Bei diesem Spiel wurde ein etwa fünfzehn Zentimeter langes Holzstück, der Pin, an beiden Enden angespitzt und auf den Boden gelegt. Mit einem längeren Holzstock schlug man auf ein Ende, so dass der Pin in die Luft wirbelte. Dort musste er noch einmal getroffen und weit weg geschlagen werden. Wer seinen Pin am weitesten trieb, der hatte gewonnen. Bei diesem Spiel hatten sie schon so manches Mal die Zeit vergessen.

Jetzt verfolgten sie jedoch ein anderes Ziel. Sie beobachteten angespannt das Treiben der Arbeiter in der Tischlerei.

„Na, habt ihr Langeweile? Das kennt man von euch doch sonst nicht!“

Au weia, der Chef selbst kam um die Ecke des Spänebunkers und sprach sie an.

„Nö“, meinte Peter, „aber selbst Leistungssportler brauchen mal eine Pause!“

Lachend ging der Chef weiter und überließ die Jungen ihrer schöpferischen Pause.

„Jetzt ist die Gelegenheit!“, raunte Hermann. „Peter, Helmut und ich schleichen uns auf den Bretterboden des Schuppens und suchen Material zusammen, das wir für das Floß benötigen. Du, Harald, hältst Wache und machst dich bemerkbar, wenn Gefahr im Verzug ist!“

„Immer ich“, nörgelte Harald, ergab sich aber in sein Schicksal.

Als die Luft rein war, war Hermann als erster auf der kurzen Holzleiter, hebelte die zum Glück unverschlossene Klappe zum Bretterboden auf und verschwand im Dunkeln. Flink wie zwei Wiesel waren auch Helmut und Peter im Nu im Dunkeln verschwunden, und die Klappe schloss sich lautlos.

Harald hatte sich gerade wieder auf den Bretterstapel gesetzt, da trug ein Arbeiter ein paar Latten in seine Richtung.

„Hallo, Harald, so alleine heute?“, fragte er neugierig.

„Ach, ich warte nur auf meine Freunde, die kommen auch gleich“, antwortete Harald.
Das Ganze geschah so schnell, dass er nicht mal genug Zeit hatte, seine Freunde zu warnen. Aber sie mussten doch die Stimmen hören!

Harald sprach extra laut: „Was wollen sie denn mit den Latten machen?“, wollte er wissen.

Der Arbeiter schaute Harald überrascht an.

„Du bist ja richtig an meiner Arbeit interessiert. Willst wohl auch mal Tischler werden? Aber Spaß beiseite, die bringe ich auf den Bretterboden. Dort werden sie gelagert, bis sie vielleicht wieder gebraucht werden.“

Harald bekam einen Schreck! Auf den Bretterboden? Jetzt war guter Rat teuer. Das konnte das Ende ihres Projektes bedeuten. Ihr

Vorhaben würde entdeckt werden, sie bekämen bestimmt eine Strafe in Form von längerem Hausarrest!

Der Tischler stellte die Latten gerade aufrecht an die Mauer neben der Leiter, als Harald ihn am Ärmel seiner Jacke fasste und stammelte:
„Das..., das kann ich doch machen. Meine Freunde sind noch nicht da, und ich habe Langeweile. Sie haben doch bestimmt wichtigere Arbeiten zu erledigen.“

„Da hast du recht“, meinte der Arbeiter, fügte aber hinzu: „Tu mir einen Gefallen und pass gut auf. Da oben ist es dunkel und manchmal stehen vergessene Nägel etwas hervor. Nicht, dass du dich noch verletzt!“

„Keine Angst, das habe ich schon öfters gemacht!“, rief Harald erleichtert. „Das klappt schon!“

„Na, dann mach es gut“, bedankte sich der Arbeiter und ging davon.

„Puh, das ist ja gerade noch mal gutgegangen“, hörte Harald seinen Freund Peter durch einen Spalt in der Klappe zum Bretterboden flüstern. Aber du hast toll reagiert. Jetzt aber schnell!“

In Windeseile und mit vereinten Kräften waren die Latten auf dem Boden verstaubt und die für das Floß benötigten Bretter nach unten geschafft. Sie wurden schnell in den Garten von Haralds Eltern getragen, wo sie hinter den vier Fässern ihren vorläufigen Platz fanden.

„Mann, war das knapp“, stöhnte Helmut, „mir schlug das Herz bis zum Hals!“

Peter feixte: „Sieh mal nach, ob es dir nicht sogar in die Hose gerutscht ist!“

Als Helmut sich auf Peter stürzen wollte, hielt Hermann die beiden Streithähne auseinander.

„Halt, so geht das nicht! Wir haben wichtigere Dinge vor, als uns zu kloppen.“

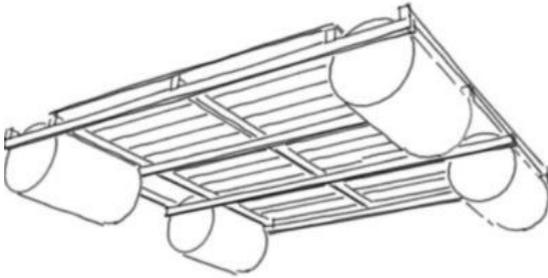
Das sahen alle ein und beratschlagten ihr

weiteres Vorgehen.

Der Nachmittag des nächsten Tages war ausgefüllt mit schwerer Arbeit, so empfanden die vier Freunde es jedenfalls. Die vier Fässer wurden in Momenten, in denen sie sich unbeobachtet fühlten, aus Haralds Garten zum nahe gelegenen Bachufer gerollt. Dort wurden sie erst einmal unter dem Unterband der Holzbrücke, die über den Bach führte, verstaut. Sie durften dabei ihre Umgebung keine Sekunde aus den Augen lassen, denn der dicke Hans lauerte überall. Wenn der herausbekam, was sie vorhatten, dann war alles für die Katz! Danach folgten die Bretter, die ebenfalls unter der Brücke Platz fanden. Zum Glück hatte Peter genügend Seile in ihrem Gartenhaus gefunden, die sie unbedingt zum Befestigen der Fässer und Bretter benötigten. Das Floß mussten sie notgedrungen an Ort und Stelle, also unter der Brücke, zusammenbauen. Ein Transport eines fertigen Floßes von Haralds Garten zum Bach wäre wegen des Gewichtes unmöglich gewesen. Soweit hatte alles geklappt, sie waren nicht

entdeckt worden, und das Material war vollständig. Doch bevor sie auseinandergingen zog Harald verschwörerisch ein gefaltetes DinA4-Blatt aus der Hosentasche.

„Wartet!“, flüsterte er. „Ich habe vorsichtshalber mal eine Skizze gezeichnet,



damit auch alles klappt.“

„Meinst du etwa, wir würden das nicht auch ohne deine Anleitung schaffen?“, warf Helmut ein.

„Schon gut, schon gut“, beschwichtigte Helmut, „eine Skizze ist gar nicht mal so schlecht. Das verleiht unserem Projekt so etwas wie Professionalität.“

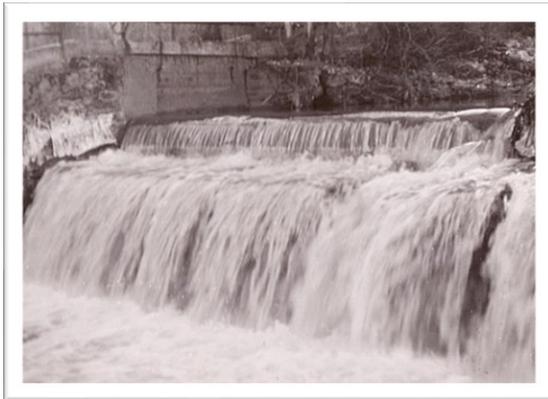


Alle, auch Helmut, waren einverstanden, schauten sich Haralds Skizze an und

befanden sie für brauchbar.

„Dann geht es morgen also endlich los“, meinte Peter. Die Freunde reichten sich die Hände und verabschiedeten sich bis zum nächsten Tag, einem freien Samstag.

Dicke Regentropfen klatschten an die Fensterscheibe, und das Geräusch bahnte sich einen Weg in Peters langsam aus einer fernen Tiefe aufsteigenden Verstand. Mit blinzeln den Augen schaute er hinaus in den anbrechenden Tag. Stahlgraue Wolken entließen einen undurchdringlichen, nassen Vorhang auf die Erde.



„Regenwetter - und was für eines!“, stöhnte

Peter. Und das genau an ihrem großen Tag! Heute sollte doch das Floß gebaut werden und vielleicht schon zu einem ersten Stapellauf zu Wasser gebracht werden. Er schälte sich noch etwas benommen unter seiner Bettdecke hervor und stelzte zum Fenster. Durch seine Gedanken und frommen Wünsche änderte sich jedoch nichts, eine wahre Sintflut ergoss sich auf die Straße und ihren Garten.

„Bei dem Wetter willst du doch nicht nach draußen“, hörte er seine Mutter hinter sich mahnen. „Das wäre doch die beste Gelegenheit, dein Zimmer einmal gründlich aufzuräumen!“

Auch das noch! Aufräumen war eines dieser magischen Worte, die einem mit Grausen kalt den Rücken runter liefen.

„Mal sehen, ich weiß noch nicht so genau, was ich mache“, stöhnte Peter. „Wo ist Klaus eigentlich?“

Klaus war sein älterer Bruder, der das Zimmer mit ihm teilte und nirgends zu sehen war. Das Bett war auch unberührt, was ihm vor dem

Schlafengehen gar nicht aufgefallen war.

„Der ist bei einem Freund und hat dort übernachtet, er hat gestern Abend noch spät angerufen.“

„Ach so, okay“, entfuhr es Peter erleichtert.

Er durfte sich natürlich nicht anmerken lassen, dass er froh darüber war. Klaus durfte ihm neben dem dicken Hans nicht auch noch in die Quere kommen, sie wollten schließlich beim Floßbau ungestört bleiben.

„Dein Frühstück steht auf dem Küchentisch. Papa ist zur Arbeit, und ich muss auch im Geschäft aushelfen. Wenn du heute Mittag Hunger hast, musst du dir selbst was machen. Du weißt ja, samstags gibt es nur schnelle Küche. Das wirst du doch schaffen, nicht wahr?“

„Mama, ich bin kein kleines Baby mehr“, nörgelte Peter und gab seiner Mutter einen Abschiedskuss.

Nach einem kurzen „Tschüss“ war sie auch schon

aus der Tür, und Peter hatte das Reich für sich. Jetzt aber schnell! Peter übergang die Morgenwäsche und zog sich in Windeseile an. Er schnappte sich einen trockenen Kanten Brot vom Küchentisch, nahm seine Regenjacke vom Haken an der Flurgarderobe und rannte aus dem Haus. Bei dem Wetter war eine Morgenwäsche sowieso überflüssig, dachte er, als er schon nach ein paar Schritten auf der Straße ziemlich nass war. Als Peter an ihrer Floßbaustelle unter der Brücke am Bach ankam, waren seine drei Freunde anscheinend schon fleißig bei der Arbeit.

„Na, da ist ja unser Langschläfer!“, begrüßte Harald ihn nicht gerade freundlich. „Du hast wohl erst wieder alles aufessen müssen, damit du groß und stark wirst.“

„Blödmann“, entgegnete Peter, „ich dachte, das Wetter wäre zu schlecht, da habe ich mir eben Zeit gelassen.“

„Wetter zu schlecht?“, wiederholte Helmut Peters Worte. „Für richtige Männer gibt es kein schlechtes Wetter, nur unpassende Kleidung.“

Aber wie ich sehe, hast du auch deine Wetterjacke dabei. Dann ist ja alles okay.“

„So Freunde, jetzt habt ihr genug geredet“, mischte Hermann sich ein. „Macht euch nützlich und packt mit an. Ihr kennt alle Haralds Skizze, dann wisst ihr auch, womit wir anfangen müssen.“

Gesagt, getan! Jeder machte sich dort nützlich, wo eine helfende Hand gebraucht wurde. Zuerst verbanden sie mehrere Seile zu einem Ganzen, rollten die Fässer zurecht und banden sie mit dem längsten Seil zusammen. Das gestaltete sich als relativ einfach, jedoch musste hier und da noch etwas nachgespannt werden, bis alles zur Zufriedenheit aller stramm genug saß. Bei der Auswahl der Bretter aus der Tischlerei hatten sie vorsorglich darauf geachtet, dass sie ziemlich gleich lang waren. Etwas Überstand nahmen sie in Kauf. Das Floß sollte schließlich funktionieren und keinen Schönheitspreis gewinnen. Die Bretter legten sie auf die zusammengebundenen Fässer und zurrten sie ebenfalls mit den restlichen Seilen fest. Als jedes Brett an Ort und Stelle war, und auch die Stabilität einigermaßen passte,

besahen sich Hermann, Helmut, Harald und Peter ihr Werk.

Stolz meinte Hermann: „Jetzt müsste uns der dicke Hans sehen, der würde vor Neid erblassen.“ „Und erst Herr Meier“, ergänzte Helmut, „der würde uns bei diesem Anblick bestimmt auch die Überquerung des Delaware zutrauen.“

Peter setzte eine Kennermiene auf und sagte: Mit unserem Beispiel vor Augen müsste er doch demnächst seinen Geschichtsunterricht auch etwas anders gestalten - Geschichte zum Anfassen eben!“

„Mensch Peter“, frotzelte Harald, „du wirst bestimmt selbst mal Lehrer und machst dann alles richtig. Deine zukünftigen Schüler können sich freuen!“

„Stopp!“, rief Hermann, „bevor wir zum Stapellauf und zur ersten Jungfernfahrt schreiten müssen wir das Floß noch taufen, es muss einen passenden Namen haben.“

„Daran haben wir ja gar nicht gedacht“, sagte Harald, „ich bin gleich wieder da.“

Und mit diesen Worten verschwand er in Richtung seines Zuhauses, er wohnte ja gleich nebenan. Die drei übrigen Freunde blieben zurück und standen etwas tatenlos in der Gegend herum.

Hermann löste die aufkommende Langeweile und befahl: „Nichts da mit Faulenzen! Alle Mann überprüfen noch einmal die Festigkeit der Seile, an die Arbeit!“

Doch noch bevor sie damit beginnen konnte, sprang Harald die Böschung hinunter und kam zu ihnen unter die Brücke.

„So, es kann losgehen, ich habe alles beisammen!“, keuchte er atemlos.

Aus dem mitgebrachten Beutel zog er einen dicken Filzstift und eine Flasche Apfelsaft. Die Augen der Freunde wurden größer, und sie klopfen Harald anerkennend auf die Schultern. Dieser zog sofort den Verschluss vom Filzstift

und wollte gerade etwas auf ein Brett schreiben, als Peter ihn unterbrach:

„Halt, wie willst du unser Floß denn nennen?“

„Titanic“, sagte Harald verdutzt, „das ist doch der beste Name für ein Wasserfahrzeug.“

„Spinnt du!“, entgegnete Peter. „Der Name wäre für unser Projekt das schlechteste Omen, das man sich vorstellen kann. Die Titanic ist untergegangen, überleg doch mal!“

Auch die anderen Jungen meinten, der Name müsste etwas mit der geschichtlichen Situation am Fluss Delaware zu tun haben.

„George Washington!“, sprudelte es aus Peter hervor. „Das wäre passend.“

Nach langem Hin und Her einigten sich die Freunde schließlich auf den Namen General Washington, und Harald setzte den Stift an.

„Der Name ist dir wohl zu lang, oder weißt du nicht, wie er geschrieben wird?“, fragte Helmut.

„Blödmann!“, zischte Harald. „Aber mach schon mal die Flasche auf!“

Als der Name in großen Buchstaben auf ein Brett geschrieben war, nahm Hermann seinem Bruder die geöffnete Flasche Apfelsaft aus der Hand und tröpfelte ein paar Tropfen darüber. Zum Glück war der Filzstift wasserdicht!

„Hiermit taufe ich dich auf den Namen *General Washington*“, erhob Hermann die Stimme. „Auf dass du immer eine Handbreit Wasser unter den Tonnen hast und allzeit gute Fahrt!“

Nach diesen bedeutsamen Worten nahm er einen Schluck Apfelsaft aus der Flasche und ließ diese dann reihum kreisen. Die vier Freunde gaben sich feierlich die Hände, und der erste Stapellauf konnte beginnen.

Der Dauerregen hatte zum Glück etwas nachgelassen, und nur ab und zu tröpfelte es durch die Bohlen der Brücke auf diesen geschichtsträchtigen Schauplatz. Mit vereinten Kräften bugsierten die vier Jungen das Floß ins Wasser des Bachbettes, etwas oberhalb des

Wehres, dort wo das es noch nicht so tief war. Die leichte Strömung erfasste das Gefährt und begann, es immer mehr in die Bachmitte zu bewegen.

„Festhalten!“, schrie Harald aus Leibeskräften.
„Wir haben vergessen, ein Halteseil anzubringen!“

Mit einem Fuß stand er schon im Bach und umklammerte eines der Bretter. Die Strömung schien jedoch stärker zu sein. Sofort sprangen alle Freunde hinzu und zogen das Floß wieder ans Ufer. Jetzt war guter Rat teuer. Sie hatten alle Seile verarbeitet.

Diese Mal war es Helmut, der anscheinend die rettende Idee hatte.

„Ihr haltet hier die Stellung, ich bin gleich wieder da!“



Schon wieder war Warten angesagt. Das Projekt hielt für die Jungen doch wohl einige unliebsame Überraschungen bereit. Es kam den Freunden wie eine Ewigkeit vor, als Helmut endlich um die Ecke bog und zu ihnen unter die Brücke trat. Über der Schulter trug er vier lange Bohnenstangen.

„Prima Idee“, lobte Hermann, „damit ist unser Vorhaben gerettet. Aber warum hat das so lange gedauert?“

Helmut ließ die Stangen zu Boden fallen.

„Ihr glaubt es nicht“, erklärte er, „aber auf dem Weg nach Hause, um die Stangen zu holen, ist mir doch tatsächlich der dicke Hans über den Weg gelaufen. Der wollte wissen, was ich denn so mache und ob ich Zeit für ihn hätte. Den Blödmann habe ich aber einfach abblitzen lassen. Einige Zeit ließ er sich jedoch nicht so einfach abschütteln, penetrant, wie der ist.“

„Vor dem müssen wir auf der Hut sein, wahrscheinlich stromert der hier irgendwo durch die Gegend und hat etwas spitzgekriegt.“

Betreten schauten sich die Freunde an, der hatte ihnen gerade noch gefehlt.

„Wisst ihr was“, unterbrach Peter die Stille, „so langsam macht sich mein Magen bemerkbar. Wir könnten eine Pause brauchen. Vielleicht hat sich Hans bis dahin wieder verzogen!“

Mit diesen Worten zog er den dicken Kanten Brot aus seiner Tasche, den er heute Morgen vom

Frühstückstisch geangelt hatte und brach für jeden ein Stück davon ab.

„Genau wie damals bei der Überquerung des Delaware“, erklärte er. „Schlechtes Wetter, karge Mahlzeiten und den Feind immer in der Nähe. Wenn das nicht Geschichte zum Anfassen ist, dann weiß ich es auch nicht.“

So machten sie es schließlich. Alle waren einverstanden nicht nur Pause, sondern für heute Feierabend zu machen. Das Floß zogen sie gänzlich an Land und verbargen die Bohnenstangen darunter. Anschließend setzten sie sich noch auf die Bretter und vertilgten ihr Brot. Apfelsaft war leider keiner mehr da. Bis kurz vorm Dunkelwerden unterhielten sich die vier Freunde noch leise, beobachteten die Umgebung und schmiedeten Pläne für ihr weiteres Vorgehen. Der erste Stapellauf sollte am nächsten Tag stattfinden. Vom dicken Hans war zum Glück weit und breit nichts zu sehen.

Der nächste Tag war ein Sonntag, was das Vorhaben des ersten Stapellaufs ein wenig erschwerte. Zwei der Freunde mussten zuerst

mit ihren Eltern den Gottesdienst besuchen, dazu mussten sie natürlich ihre beste Sonntagskleidung anziehen. Anschließend nahm das Mittagessen noch einmal fast zwei Stunden in Anspruch. Als sich alle vier Freunde gestärkt und umgezogen endlich am Bach trafen, war es bereits fünfzehn Uhr. Die verbleibenden Stunden bis zum Abendessen mussten reichen, und der Wettergott war ihnen auch gnädig gestimmt, die Sonne lachte von einem hellblauen Himmel.

„Ich steche zuerst in See, ich hatte schließlich die Idee!“, rief Peter. „Ich bin der erste Kapitän der General Washington!“

„Wieso willst du in See stechen?“, fragte Harald grinsend. „Wir überqueren hier den Delaware, einen Fluss, hast du das etwa schon vergessen?“

„War doch nur so ein allgemeiner Spruch“, gab Peter zurück und stand schon besitzergreifend am Floß.

Etwas murrend zwar, aber alle waren einverstanden und gaben Peter den Vortritt. Mit vereinten Kräften ließen sie das Floß mit Kapitän

Peter darauf zu Wasser, hielten es am langen Seil fest und stießen es in die Bachmitte. Sofort wurde es von der dortigen Strömung erfasst, geriet jedoch in eine unbeabsichtigte Drehbewegung, da die vorderen Fässer zuerst getroffen wurden. Die drei Freunde am Ufer zogen kräftig am Seil, um der Bewegung entgegenzusteuern. Der plötzlich auftretende Ruck war jedoch so stark, dass Peter das Gleichgewicht verlor und auf die Bretter stürzte.

„Mensch, seid ihr verrückt geworden?“, rief er wütend. „Ich hätte mir sonst was brechen können, schlimmstenfalls wäre ich noch über Bord gegangen!“

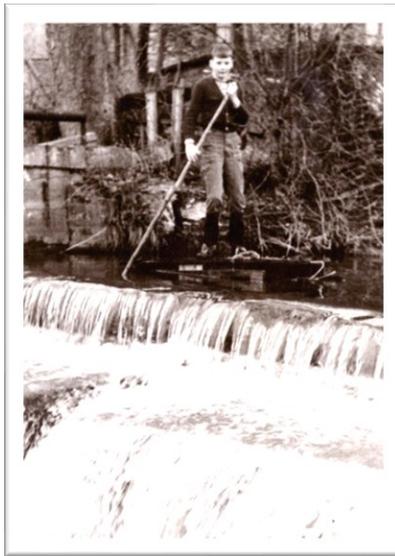
Wütend rappelte er sich auf und meinte noch: „Wenn wir die Überquerung des Delaware wirklich schaffen wollen, dann müsst ihr mit etwas mehr Gefühl vorgehen. Unsere Feinde lachen sich ja kaputt!“

Mit betretenen Gesichtern sahen sich die drei Freunde am Ufer an und hoben beschwichtigend die Hände. Dabei glitt anscheinend allen

Freunden gleichzeitig das Halteseil aus den Händen, und sie sahen nur noch das im Wasser verschwindende Ende des Seils, welches mit dem Floß fortgezogen wurde. Peter sah das Unglück kommen! Ohne Führung, Peter hatte leider ein Paddel vergessen, trieb das Wasserfahrzeug immer schneller werdend auf das Wehr zu. Durch Peters hektische Bewegungen schaukelten die Fässer hin und her, so dass sich einige Bretter aus ihren Verankerungen lösten und das Gefährt sehr instabil werden ließen. Sie hatten anscheinend schlechte Handwerksarbeit geleistet!

Peter ließ sich in seiner Not auf alle Viere fallen und schrie: „Hilfe, jetzt macht doch was, haltet das Floß an!“

Nun war guter Rat teuer. Harald, Hermann und Helmut rannten am Ufer entlang in Richtung Wehr. Dort angekommen hielten sie Peter die langen Bohnenstangen hin, die sie zum Glück mitgenommen hatten. Doch das nützte nicht viel, sie waren zu kurz. Die Bretter des Floßes lösten sich immer mehr von den Fässern und drifteten schließlich ganz auseinander. Peter verlor im wahrsten Sinne des Wortes den Boden unter den Füßen und versank immer tiefer im kalten



Wasser. Mit Entsetzen sahen die Freunde, wie sich die *General Washington* in ihre Einzelteile auflöste und einen zappelnden und nach Luft

schnappenden Peter verloren zurückließen.

„Hör auf zu zappeln!“, schrie Hermann. „Stell dich aufrecht hin, da ist es nicht so tief!“

Und richtig, Peter richtete sich auf und stand nur bis zur Brust im Wasser, schwimmen musste er nicht. Der Untergrund war zwar schlammig, gab aber genügend Halt, so dass die Strömung Peter nicht fortreißen konnte.

Plötzlich hörten die Freunde ein dumpfes Poltern und das Brechen von Holz. Die herrenlosen Fässer und Bretter sind durch die Strömung über das Wehr hinaus geschossen und in das Bachbett hinter dem Wehr gekracht. Dort blieben sie liegen, weil der Wasserstand viel zu niedrig war, um fortgetrieben zu werden.

Peter hatte sich in der Zwischenzeit immer mehr zum Ufer vorgearbeitet, ergriff eine ihm hingehaltene lange Bohnenstange und lief sich von Harald an Land ziehen. Vor Wut schnaubend und vor Wasser triefend ließ Peter sich ins Ufergras fallen. Bevor er sich wütend und mit treffenden Schimpfworten seinen Freunden zuwenden konnte, waren diese schon bei ihm, klopfen ihm auf die Schultern und versuchten, ihn dadurch zu

beschwichtigen.

Peter wandte sich Harald zu: „Wenn wir alles wieder zusammengebaut haben, dann bist du der neue Kapitän!“

Dabei bohrte er seinen Zeigefinger drohend in Haralds Brustkorb. Das konnte der sich jedoch nicht gefallen lassen und wollte sich schon auf Peter stürzen.

Doch bevor es zu einem Ringkampf kommen konnte, dröhnte eine laute Männerstimme von der Brücke zu ihnen herüber:

„Was ist da los? Seid ihr denn wahnsinnig, wollt ihr euch denn umbringen?“

Haralds Vater stand breitbeinig und wie ein Rachegott dort oben und drohte mit beiden Fäusten zu ihnen herab.

„Ihr sammelt sofort die Fässer und Bretter wieder ein und bringt sie unter das Abdach! Anschließend kommt ihr ins Haus, dann reden wir über die Geschichte! Peter kann sich dann zuerst

einmal abtrocknen und aufwärmen!"

Mit diesen Worten drehte er sich abrupt um und stapfte wütend davon.

Au weia, das würde ein Donnerwetter geben!

„Zum Glück ist Peter nichts Schlimmeres passiert“, meinte Helmut, „es hätte auch anders ausgehen können!“

Als sie sich gerade an die Aufräumarbeiten machen wollten, hörten sie zu allem Überfluss noch ein hämisches Lachen von dem nahegelegenen Bahndamm aus. Dort, in sicherer Entfernung, stand der dicke Hans und hielt sich den Bauch vor Lachen.

„Um den werden wir uns später kümmern“, meinte Peter, und sie machten sich an die Arbeit.

Die erste Schulstunde am Montagmorgen war Geschichte. Herr Meier, ihr Geschichtslehrer, betrat das Klassenzimmer, begrüßte seine Schüler und kündigte das Thema der Stunde an:

„Heute werden einmal näher, wie von einigen Herrschaften gewünscht, auf die amerikanischen Unabhängigkeitskriege eingegangen. Dabei scheint einigen die Überquerung des Delaware durch General Washington näher am Herzen zu liegen. Ich habe durch sichere Quellen erfahren, dass sich Geschichte immer mal wiederholt.“

Mit diesen geheimnisvollen Worten zwinkerte er Peter und Harald zu, die wie angewurzelt auf ihren Stühlen saßen. Kalter Schweiß brach aus ihren Poren und vernichtende Blicke trafen den dicken Hans, der ein paar Reihen vor ihnen saß und sich verstohlen umblickte.

„Vielleicht haben wir sogar das große Glück“, fuhr Herr Meier fort, „dass wir aus erster Quelle Erfahrungsberichte zu hören kriegen!“

Die fragenden Gesichter der übrigen Mitschülerinnen und Mitschüler blieben nicht ohne Folgen.

„Ich muss zur Toilette!“, stieß Peter hervor und war schon auf dem Weg nach draußen.

„Ich auch“, stöhnte Harald und war ebenfalls zur Tür hinaus.

Schmunzelnd fuhr Herr Meier mit seinem Unterricht fort, ohne jedoch noch einmal näher auf authentische Augenzeugenberichte einzugehen.

Als Peter und Harald von dem gemeinsamen Toilettengang zurückkamen, verlief der Unterricht so normal wie immer. Nur der dicke Hans schien auf seinem Stuhl geschrumpft zu sein. Die beiden Freunde nahmen sich vor, dieses Problem ein anderes Mal anzugehen.

Sport

Er stand unter dem Hochreck. Seine Muskulatur war bis zum Äußersten angespannt. Gleich würde er hochschnellen und seinen Alptraum überwinden.

In der letzten Sportstunde hatte Peter gepatzt. Es lief soweit alles gut, bis zu dem Punkt, an dem die Hocke aus der Riesenwelle heraus über die Stange des Hochrecks glücken sollte. Es verlief jedoch alles andere als glücklich! Die Riesenwelle hatte genügend Energie und brachte genügend Schwung mit, aber die Spitze seines rechten Turnschuhs war nicht ausreichend angewinkelt, so dass sie die Stange touchierte und Peter ins Leere fiel. Zum Glück war sein Sportlehrer für ähnliche Situationen geschult, stand unter dem Reck bereit und fing Peter mehr oder weniger geschickt auf. Der Sturz verlief glimpflich, und die dicke Matte verhinderte Schlimmeres. Peter kam mit dem Schrecken davon.

Aber da war noch der dicke Bernd, der noch nicht mal seinen Hintern über den kleinen Kasten wuchten konnte! Er stand etwas abseits, hinter einigen Mitschülern versteckt und verzog sein Gesicht zu einer hämischen Maske. Er hatte Peter noch nie einen Erfolg gegönnt.

Heute musste es klappen! Peter blendete alles um sich herum aus, konzentrierte sich ganz auf die Stange über sich und ging leicht in die Hocke. Dann schnellte er wie eine zuvor angespannte Feder hoch, schloss beide Fäuste, die er zuvor mit Kolophonium eingerieben hatte, um die Stange und stieß gleichzeitig die ausgestreckten Beine zur Hallendecke über dem Reck. Die jetzt einsetzende Fliehkraft zerrte an seinen nun ebenfalls ganz lang ausgestreckten Armen, ließ seinen Körper wie ein Pendel eine Rückschwungbewegung vollziehen und Peter nun in einem Handstand über der hohen Reckstange zum Stillstand kommen. Der Schwung der aus der Instabilität unweigerlich folgenden Pendelbewegung nach vorne und wieder zurück musste ausreichen, um in die angestrebte Hocke zu kommen. Dieses Mal musste es klappen! Und richtig! Peter hatte genügend Schwung geholt

und zog im richtigen Augenblick die Beine an, um in einer gekonnten Hocke, ohne die Stange mit seiner Fußspitze zu touchieren, über das Hochreck hinwegzusetzen. Im Fallen streckte er sich, landete federnd auf der dicken Matte und reckte beide Arme in die Höhe. Dieses Mal musste sein Sportlehrer nicht eingreifen. Applaus brandete auf. Peters Sportlehrer und alle seine Mitschüler jubelten, obwohl die Hocke doch nur eine kleine Übung aus einer größeren Kür war. Aber sie hatte geklappt - die Hocke über das Hochreck!

„Siehst du, Peter“, sein Sportlehrer drückte ihn an sich, „wenn man ganz fest an etwas glaubt und es sich zutraut, dann schafft man es auch!“

Peter freute sich sehr über dieses aufmunternde Lob und strahlte seine Mitschüler an. Dabei entging ihm jedoch nicht, dass der dicke Bernd ihm vernichtende Blicke zuwarf. Aber der war ihm im Moment vollkommen egal.

Das heutige Sportfest hatte andere Disziplinen zur Aufgabe. Peter hatte aber sowohl für das

Geräteturnen als auch für die jetzt anstehende Leichtathletik eine sehr gute Begabung. Allein das Kugelstoßen bereitete ihm ein wenig Kopfzerbrechen. Sein zwar athletischer, aber nicht sonderlich mit Muskeln bepackter Körperbau stand einer Höchstleistung in dieser Disziplin entgegen. Er hatte schlichtweg nicht genügend Kraft, um die schwere Eisenkugel von 7,257 kg Gewicht auf „große Fahrt“ zu schicken. Nichtsdestotrotz hatte er es sich angewöhnt, selbst bei für ihn weniger geeigneten Übungen alles zu geben. So gelang es ihm auch an diesem Tag, mit viel Disziplin und Technik, die erforderliche Norm für eine sehr gute Leistung zu erbringen.

An diesem Tag stand auch der 1000-Meter-Lauf an, ebenfalls eine Disziplin, die Peter lag. Sein Körperbau und dazu seine Ausdauer waren ausgelegt für derartige Langstrecken.

Der Start gelang ihm, wie zumeist, auf den Punkt. Daumen und Zeigefinger beider Hände waren punktgenau auf der Startlinie platziert. Dazu lagerten seine Spikes in den dafür exakt

eingerrichteten Startblöcken und warteten auf den Startschuss. Peter hatte sich eine dazu eigene Strategie erarbeitet. Nur nicht zu früh starten, also keinen Fehlstart riskieren! Dafür zählte er rückwärts mit und startete ziemlich punktgenau und schnellte zur richtigen Zeit mit all seiner Kraft nach vorne. All seine Energie war in seinen Beinen konzentriert und katapultierte seinen Körper aus den Startblöcken nach vorne. Anschließend übernahmen seine Oberschenkel ihre Aufgabe, übertrugen ihre Kraft in den gesamten Oberkörper und dann in die Arme, die ihre Fliehkräfte in die richtige Richtung leiteten. Peter gewann an Zentimetern, an Metern und sah einem sicheren Sieg entgegen.

Doch dann geschah etwas Unerwartetes, sein rechtes Bein versagte ihm die doch gerade jetzt erwarteten Dienste, verlor unerwartet an Kraft und brachte Peter unversehens aus seinem Laufrhythmus.

Was war das denn? Verzweifelt versuchte Peter kraft seines Willens dem entgegenzuwirken. Doch es gelang ihm nicht. Er verlor weiter an Kraft und an Geschwindigkeit, fiel zurück und musste sich

letztendlich mit einem der hinteren Plätze dieses Laufes zufriedengeben. Was war geschehen?

Nach dem Zieleinlauf schwankte Peter niedergeschlagen und frustriert an die Seitenlinie und ließ sich ins Gras fallen. So etwa war ihm noch nie passiert! Die meisten seiner Mitschüler und sein Sportlehrer kamen zu ihm gelaufen und wollten ihn trösten und für die nächste Übung wieder aufbauen. Peter wollte jedoch nichts von alledem wissen. Er war zutiefst deprimiert. Dieses Sportfest war für ihn gelaufen. Er sagte die Teilnahme an allen weiteren Disziplinen ab.

Sein Sportlehrer setzte sich zu ihm auf den Rasen und winkte die anderen Schüler fort. Eine Zeitlang sagte er nichts, und Peter musste sich die Tränen verbeißen. Er hatte seinen Sportlehrer noch nie enttäuscht.

„Was war los?“, hörte Peter wie durch Watte.
„Hast du Probleme in oder außerhalb der Schule,

physisch oder psychisch? Du weißt, du kannst über alles mit mir reden.“

„Ich, ich weiß“, stammelte Peter, „das ist es nicht. Es ist etwas ganz anderes.“

Peter schluckte und konnte nicht weiterreden. Dann riss er sich zusammen, schaute seinen Lehrer kurz von der Seite an und begann:

„Seit einiger Zeit stimmt etwas nicht mit mir, mit meinem Körper. Ich weiß auch nicht, was es ist und ich kann es nicht so richtig in Worte fassen.“

„Versuche es“, ermutigte ihn sein Sportlehrer, „ich bin ein guter Zuhörer.“

Das wusste Peter und er hatte ja auch Vertrauen. Er umklammerte seine Knie mit den Händen und fuhr mutig fort:

„Also, seit einiger Zeit habe ich Probleme beim Gehen. Ich kann mit dem linken Bein einfach nicht so ausschreiten wie mit dem rechten. Ich weiß auch nicht, warum das so ist! Es kommt von ganz alleine und ist nach ein paar Minuten wieder

weg. Aber bis es so weit ist, kann ich mich anstrengen, wie ich will. Ich kann einfach nichts dagegen tun.“

Peter lehnte sich zurück, schüttelte seinen Kopf und war den Tränen wieder nahe.

„Und das ist dir eben beim Laufen wieder passiert?“, wollte sein Lehrer wissen.

„Hm“, bejahte Peter, „ich hatte keine Chance.“

Peter warf sich herum, verbarg sein Gesicht in den Händen und konnte ein Schluchzen nicht unterdrücke.

Sein Lehrer legte sich neben ihn, sah ihn eine Weile lang nachdenklich an und meinte dann:

„Hör zu! Wenn du dich in letzter Zeit nicht verletzt hast und dir auch kein Infekt im Körper steckt, dann schlage ich vor, dass du doch mal zum Arzt gehst und das abklären lässt. Soll ich mit deinen Eltern darüber sprechen?“

„Meinen Sie, dass das wirklich nötig ist? Nein, mit meinen Eltern spreche ich schon selbst, wenn es denn sein muss.“

„Ja, ich glaube ganz bestimmt, dass es wichtig zu wissen ist, woher die zeitweiligen Aussetzer kommen“, meinte der Sportlehrer und machte dabei ein ernstes Gesicht.

An diesem Tag nahm Peter nicht mehr an den Siegerehrungen teil. Was er auch nicht mehr bemerkte, war, dass sich der dicke Bernd etwas abseits die Hände rieb und sich freute. Anscheinend hatte er mitbekommen, dass mit Peter etwas nicht in Ordnung war.

Peter fuhr direkt mit dem Fahrrad nach Hause und überbrachte die schlechten Neuigkeiten seinen Eltern.

„Das schieben wir nicht auf die lange Bank!“, meinte seine Mutter. „Damit soll man nicht spaßen! Gleich morgen melde ich dich beim Arzt an.“

Die nächsten Tage und Wochen gestalteten sich für Peter wie eine richtige Odyssee. Er wurde

von einem Arzt zum nächsten geschickt, Untersuchung folgte auf Untersuchung. Viele Blut- und Röntgenuntersuchungen wechselten sich ab. Am Ende stand eine Diagnose fest: Peter hatte beginnende Arthrose!

„Es kommt zwar nicht so oft vor, dass Kinder in deinem Alter schon Arthrose haben, aber anscheinend hast du es mit deinem Sport etwas übertrieben. So wie es aussieht, hat deine Gelenkschmiere schon etwas gelitten, und von Zeit zu Zeit berührt dein Hüftkopf den Pfannenknochen, das verursacht dann die Schmerzen.“

Der Arzt versuchte Peter schonend beizubringen, dass es dafür keine Heilung gab und über kurz oder lang eine Hüftoperation vonnöten war.

„Aber, die Schmerzen“, wollte Peter wissen, „dagegen kann man doch wohl etwas machen?“

„Natürlich“, beruhigte der Arzt Peter etwas, „eine Zeitlang helfen Schmerzmittel. Irgendwann sind die Schmerzen jedoch zu groß, dann hilft nur noch eine Operation. Aber bis dahin hast du noch

etwa Zeit. Such dir eine Sportart aus, die nicht so auf die Knochen geht!"

Zu Hause angekommen, schmiss Peter sich auf sein Bett und ließ den Tränen freien Lauf.

Nach einiger Zeit kam seine Mutter ins Zimmer, strich ihm mit der Hand über den Kopf und meinte:

„Die Diagnose Arthrose ist bestimmt nicht schön, aber wie ich dich kenne, hast du genügend Fantasie und wirst bestimmt einen Ausgleich für deinen Sport finden!“

„Ich will aber nichts anderes finden“, stieß Peter trotzig hervor, „Sport ist mein Leben!“

Das stimmte! Sport war, ist sein Leben und sollte Peters Leben auch in Zukunft bestimmen, er wollte es so! Und wenn ein Junge, der im Tierkreiszeichen Steinbock geboren wurde, sich etwas vornahm, dann hielt er beharrlich daran fest.

Die nächsten Tage, Wochen und sogar Monate waren von Gedanken erfüllt, die sich immer

wieder um seine Erkrankung drehen sollten. Viele Arztbesuche mit Blutentnahmen und Röntgenuntersuchungen folgten aufeinander. Selbst sein Lehrer machte sich so seine Gedanken.

Am nächsten Schultag nahm er Peter in der großen Pause zur Seite und machte ihm den Vorschlag, sich im Sportunterricht etwas weniger anzustrengen, sich „etwas zurückzunehmen“, wie er sagte.

„Wenn du bei einer Übung nicht mehr kannst oder gar Schmerzen hast“, sagte er, „dann lass es langsam gehen und setz dich für einen Moment auf die Bank, bis du wieder kannst!“

Peter überlegte kurz und meinte dann: „Danke für Ihre Rücksichtnahme. Aber was glauben Sie, wie das bei meinen Mitschülern aussieht? Da werde ich es nicht leicht haben!“

„Soweit lassen wir es gar nicht erst kommen! Warte ab, das spielt sich schon ein“, meinte sein Lehrer.

Aber da hatte er die Rechnung ohne den dicken Bernd gemacht, Peters speziellem Freund. Schon von Weitem sah Peter, wie sich der Kerl die Hände rieb und in sich hineinkicherte. Als er kurz darauf wie zufällig an Peter vorbeikam, zischte er:

„Na, hat der Liebling der Nation etwa Probleme? Aber über Unterstützung von allen Seiten kannst du dich ja nicht beklagen!“ Und schon war er wieder weitergegangen, dieser Feigling. Peter hätte ihm am liebsten die richtige Antwort verpasst.

Der nächste Arztbesuch bei seinem Hausarzt brachte dann etwas mehr Gewissheit: Peter hatte Arthrose in den Hüftgelenken, das hatte die Nachfrage des Hausarztes nach den letzten Untersuchungen ergeben. Die Erkrankung war zwar noch nicht weit fortgeschritten und wirkte sich zum jetzigen Zeitpunkt mehr auf das linke Gelenk aus, würde sich aber über kurz oder lang auch im rechten Hüftgelenk bemerkbar machen und irreversibel sein, war also nicht heilbar. Die letzte Möglichkeit, den Schaden zu beheben würde eine Operation sein - neue Hüftgelenke.

„Das werden wir aber so lange wie möglich hinauszögern“, beschwichtigte sein Arzt, der Peters ängstliche Unruhe bemerkte. „Bis es so weit ist, kannst du noch genügend Sport betreiben. Vielleicht musst du dich ein wenig umorientieren. Aber darüber sprechen wir dann, wenn es nicht mehr anders geht.“

„Was habe ich nur falsch gemacht?“, wollte Peter wissen. „Und was muss ich ab jetzt beachten?“

„Du hast bestimmt nichts falsch gemacht“, klärte der Arzt Peter auf. „Diese Art von Krankheit kann genetisch bedingt sein, dann hast du sie von deinen Vorfahren geerbt. Oder es ist durch Überbeanspruchung zum Knorpelverschleiß gekommen, dann hast du es vielleicht beim Sport übertrieben, was ich bei dir aber nicht glaube.“

Folgende Vorschläge habe ich im Moment für dich: Bewege dich viel und ausdauernd! Wenn der Schmerz bei Beanspruchung zu stark wird, mache etwas langsamer oder höre ganz mit der Übung aus. Gehe nur bis zur Schmerzgrenze! Wenn die Schmerzattacke länger anhält, nimm eine von den Tabletten, die ich dir verschreibe, es ist ein

leichtes Schmerzmittel. Und wenn alle Stricke reißen, wie man so schön sagt, dann gib doch dein Wissen über Sport, deine Kniffe und Tricks weiter an andere, vielleicht demnächst auch jüngere Kinder! Die würden sich bestimmt freuen.“

Nach dieser langen Rede war Peter erst einmal erledigt, er konnte sich das alles nicht merken. Am Ende der Sprechstunde bekam er vom Arzt noch ein kleines Heft in die Hand gedrückt mit den Worten:

„Diese Broschüre über Rheumatologie ist für deine Eltern. Darin stehen viele wichtige Dinge, unter anderem auch etwas über deine Ernährung.“

Mit diesen Worten wurde Peter entlassen und machte sich auf den Weg nach Hause.

Nach dem Abendessen ging Peter zum Erstaunen seiner Eltern früh ins Bett. Auch sein Bruder Klaus erkundigte sich, ob er krank sei, bekam aber keine Antwort.

Im Bett griff Peter wie gewohnt zum Nachttischchen und nahm das Buch in die Hand, in dem er gerade las. Heute lautete der Titel „Das Pferd ohne Kopf“. Na ja, nicht gerade eine Bambi-Geschichte! Dieses Ritual zelebrierte er jeden Abend, ohne etwas gelesen zu haben, konnte er nicht einschlafen.

Peter öffnete die Seite mit dem Lesezeichen und fing an zu lesen. Aber was war das? Er hatte ein paar Seiten gelesen, konnte sich aber nicht mehr an das Gelesene erinnern und fing noch mal von vorne an. Aber auch dieses Mal konnte er sich nicht konzentrieren, seine Gedanken schweiften immer wieder ab.

In Gedanken sah er sich vom Hochreck fallen, er stolperte beim Wettlauf als Letzter über die Ziellinie und wäre beinahe gestürzt. Alle Zuschauer lachten ihn aus.

Peter spürte, wie ihm der Schweiß auf die Stirn trat. Er schüttelte sich, um diese schrecklichen Gedanken aus dem Kopf zu bekommen. Doch es nützte nichts, alles begann sich zu drehen. Bevor es schlimmer würde, klappte er das Buch zu, legte es auf sein Nachttischchen und knipste das

Licht aus. Als seine Mutter zum Gute-Nacht-Sagen in Peters Zimmer kam, wunderte sie sich, dass ihre Leseratte schon im Dunkeln und mit dem Kissen über dem Kopf im Bett lag.

„Mein Liebling“, flüsterte sie in seine Richtung, „grübele nicht über das, was der Arzt dir gesagt hat, nach! So schlimm ist es ja noch lange nicht. Und vielleicht passiert auch gar nichts und es kommt alles ganz anders, wer weiß das schon? Jetzt schlaf erst einmal schön und ruh dich aus, gute Nacht!“

Mutter hörte nur noch ein undeutliches Grummeln unter dem Kopfkissen hervor, was alles Mögliche hätte heißen können.

Aber der Schlaf wollte sich nicht einstellen, so sehr Peter sich auch bemühte. Und dann kamen die Dämonen!

Zuerst hörte Peter ein lautes Rauschen, das immer lauter wurde und schließlich in tosenden Beifall umschlug. Galt der Applaus ihm? Nein, dieses Mal bestimmt nicht! Er sah irgendwo in seinem Kopf, wie die Läufer gleich nach dem Zieleinlauf ihre Pokale in Empfang nahmen. Peter

wollte hinrennen und ihnen gratulieren - da passierte es! Ein heftiger Schmerz schoss in seine rechte Hüfte und ließ ihn jäh stoppen. Sein Bein bewegte sich keinen Zentimeter von der Stelle. Peter war wie gelähmt.

Und es sollte noch schlimmer kommen!

Der dicke Bernd stand dicht neben ihm, schaute ihn grinsend an und klatschte Beifall. Peter konnte sich leider nicht bewegen, sonst hätte er sich ganz gewiss auf ihn gestürzt!

Als der Applaus abebbte, schwebten die Zuschauer wie von Geisterhand angehoben in die Luft und stiegen höher und höher. Plötzlich wackelten alle wie auf Kommando mit den Beinen, bis sich ein paar davon von ihren Hüften lösten und neben Peter auf den Rasen krachten. Mit einem Satz sprang Peter auf, zum Glück konnte er sich wieder bewegen, und rannte davon. Doch weit sollte er nicht kommen! Der dicke Bernd stellte ihm einen Fuß in den Weg, so dass Peter mit einem wilden Purzelbaum durch die Luft flog und mit einem Aufschrei auf seinem Hinterteil landete.

„Autsch!“ und „Mist!“, entfuhr es Peter ... und er saß aufrecht in seinem Bett. Er war schweißgebadet und warf das Kopfkissen bis ans Fußende.

Auf einmal ging das Licht an, und Peters Mutter stand schreckensbleich im Zimmer.

„Was ist mit dir los, mein Junge, du hast laut aufgeschrieben und um dich geschlagen!“, wollte Mama wissen.

„Ich, ...“ Peter begann stockend, aber dann platzte es aus ihm hervor: „... Beine verloren, und der dicke Bernd hat mich ausgelacht!“

Seine Mutter nahm ihn in den Arm und meinte: „Du hattest bestimmt einen Angsttraum. Das gibt sich wieder, der Tag war für dich ja auch aufregend.“

Der Rest der Nacht verlief nicht so, wie Peter sich das eigentlich gewünscht hätte. Immer wieder suchten ihn Dämonen heim und ließen ihn nicht schlafen. Bis er endlich, nach geraumer Zeit, durch einen gnädigen Tiefschlaf erlöst wurde.

Die nächsten Tage und Wochen verliefen eigentlich wie immer: Schule, Sport in Maßen, Freunde treffen und viel lesen.

Eines Tages fiel ihm ein Buch in die Hände, welches sein sportliches Leben von Grund auf ändern sollte. Der Titel lautete: „Manni, der Libero!“ und war von Peter Conradi. Nicht die erzählte Geschichte von Manni war es, die Peter in seinen Bann zog, sondern die Aufgaben, die man als Junge haben könnte, wenn man eine wichtige Nebenrolle übernahm. Peter dachte an einen „Co-Trainer“, der alle wichtigen Aufgaben innerhalb einer Fußballmannschaft versah, die den Trainer entlasteten. Dazu gehörten natürlich auch Trainingseinheiten, die Peter wegen seiner Sportlichkeit gerne übernehmen würde. Weiter würden sich seine Ausdauer und Willensstärke bestimmt positiv auf seine Arbeit mit einer Mannschaft auswirken.

Dieses Bild schwebte Peter vor und ging ihm nicht mehr aus dem Kopf.

Eines Tages kam das Schicksal in Gestalt eines

Bekannten zu Peter. Der Bekannte trainierte neben seinem Beruf noch die E-Jugend des Ortes im Fußball und fragte Peter:

„Hör mal, mein Freund, du bist doch sportbegeistert und kannst bestimmt ein bisschen Zeit erübrigen!“

„Mit dem Sport, das stimmt“, sagte Peter“, aber was meinst du mit `Zeit erübrigen`?“

„Ich bräuchte jemanden, der mir bei meiner Trainertätigkeit hilft“, erklärte der Bekannte.
„Du könntest Gruppen beim Training übernehmen und mich auch während der Spiele beim Coachen unterstützen.“

„Aber ...“, zögerte Peter, „ob ich das überhaupt schaffe?“

Er schaute den Trainer zweifelnd an.

„Und ob du das schaffst“, bekam Peter zur Antwort.

„Gerade du bist dafür wie geschaffen. Ich habe gesehen, wie gut du dich mit Kindern

beschäftigen kannst und Fußball spielen kannst du auch.“

Und so kam es, dass sich Peters Freizeitgestaltung grundlegend änderte. Er wurde Co-Trainer der E-Jugend. In den nächsten Monaten wurde Peter zeitlich dermaßen in Anspruch genommen, dass er seine beginnende Arthrose zum größten Teil vergaß. Wenn es dennoch einmal zu einem schmerzhaften Rheumaschub kam, wurde er schnell durch die quirligen Kinder seiner E-Jugend abgelenkt. Seinem Lieblings-Feind, dem dicken Bernd, begegnete Peter nur noch selten. Der sah Peters Erfolge mit der Mannschaft und fand kaum einen einleuchtenden Grund, Peter noch zu foppen.

Geld verdienen

Er hatte eine Freundin, das war jetzt definitiv öffentlich bekannt. Und für eine Freundin brauchte man Geld, das war auch allgemein bekannt. Er wollte auch mal galant sein und groß ausführen können.

Aber nicht nur für seine Freundin brauchte Peter Geld, sie verdiente schon ihr eigenes, nein, Peter hatte die angenehmen Seiten des Geldes bereits kennen gelernt, wenn man nicht immer klamm war. Sich ab und zu mal etwas gönnen, nicht jeden Pfennig drei Mal umdrehen müssen, bevor man ihn ausgab, das hatte was.

Obwohl Peter eher der intellektuelle Typ war, scheute er sich dennoch nicht, sich auch einmal die Hände schmutzig zu machen. Er hatte während seiner Schulzeit auf dem Gymnasium häufiger kleine Nebenjobs angenommen. Das Arbeitsspektrum erstreckte sich vom Straßenbau, Handlanger bei einem Maurerbetrieb und bei einem Dachdecker, Beschäftigungen in einer Bügelmaschinenfabrik und einer Firma für Duschkabinen bis hin zu Gärtnerarbeiten und als Kalfaktor in einem großen Fabrikantenhaushalt.

Zwischendurch hat er immer wieder Nachhilfeunterricht in allen möglichen Schulfächern gegeben. Faulheit konnte man ihm nun wirklich nicht vorwerfen. Nach dem Abitur bekam Peter eine dreimonatige Anstellung in einer Sparkasse, bevor er zum achtzehn Monate dauernden Wehrdienst bei der Bundeswehr einberufen wurde.

Während seines dreijährigen Studiums an der Pädagogischen Hochschule in Bielefeld, heute Pädagogische Fakultät der Universität, bestand seine wichtigste und immer wiederkehrende Nebenbeschäftigung darin, dass er in einem Betrieb aushalf, der alle möglichen Obstsorten presste und Most herstellte, Schnäpse, Brände und Liköre produzierte. Diese Köstlichkeiten lieferte Peter in wöchentlichen Abständen an umliegende Gaststätten in ganz Ostwestfalen und im Lipperland mit einem Ford Transit aus.

Die Beschäftigung in dieser, nennen wir sie Spirituosenfirma, machte Peter viel Spaß. Neben dem Chef und dessen Frau mit ihren beiden schulpflichtigen Söhnen halfen von Zeit zu Zeit ein älterer Herr, Onkel Heinrich, und bei der Mostherstellung einige Frauen aus der

Verwandtschaft und Nachbarschaft aus. Zu Zeiten der Mostherstellung ging es hoch her auf dem kleinen Hof des Betriebes. Auf der langen Einfahrt drängelten sich die Bauern mit ihren Traktoren und vollbeladenen Anhängern, um ihre Ernte abzuliefern. Der Hof lag voll von großen Haufen Äpfeln und Birnen, und überall stapelten sich die Holzkisten. Unter einem länglichen Überdach stand die Presse, die nach Peters Dafürhalten einen vorsintflutlichen Eindruck machte, aber immer noch gut funktionierte. Jetzt waren alle überaus eingespannt. Das Obst wurde mit großen Forken und Schaufeln in Schubkarren geladen und zur Presse gefahren. Dort wurde es in einen riesigen Trichter geschaufelt, der über einem großen Motor thronte, unter dem wiederum etliche mit Tüchern bespannte Rahmen geschichtet waren. Onkel Heinrich hatte die Presse voll im Griff, er war hier der Chef. Seinen etwas durch das Alter geschwächten Augen entging schon mal der eine oder andere faule oder wurmstichige Apfel, was aber seinem Arbeitseifer keinen Abbruch tat. „Egal“, brummte er dann, „dat Würmken geht in der Menge unter, dat schmeckt der beste

Gourmet nich raus!"

Da musste er wohl Recht haben, denn es widersprach niemand. Onkel Heinrich drückte auf den Startknopf der alten Presse und die Gewichte wurden auf die gefüllten Rahmen gepresst. In einem breiten Kübel neben der Presse sammelte sich der herrlichste Most, und ein süßlicher Geruch breitete sich auf dem ganzen Hof aus. Peter lief das Wasser im Mund zusammen. Bei der ersten Pause würden alle einen großen Schluck von dem reinen, unverfälschten Saft probieren dürfen. So schmeckte er am besten, direkt aus der Presse. Darauf freute er sich jetzt schon. Onkel Heinrich füllte von Zeit zu Zeit eine Schicht Birnen ein und meinte: „Dat gibt dem Saft ´ne besondere Note!“

Und so war es denn auch.

Bei der Pause saßen alle Helfer auf leeren Kisten im Kreis herum, holten ihre Butterbrote raus und ließen sich den ersten Most des Jahres schmecken. Nur Lobesworte waren zu hören, und selbst der Chef machte ein zufriedenes Gesicht. Das strahlende Gesicht von Onkel Heinrich ließ sich mit Worten gar nicht beschreiben.

„Jetzt kommt der nächste Abschnitt!“, tönte die Stimme des Chefs, als alle aufgegessen hatten.



„Eine Mannschaft arbeitet an der Presse weiter, die übrigen kommen mit mir zur Abfüllmaschine!“ An dem mit Most gefüllten Bottich neben der Presse wurde eine Pumpe angeschlossen, die die wertvolle Flüssigkeit zur Abfüllmaschine beförderte. Hier standen schon Kisten voll mit sauber gespülten Flaschen bereit, die einzeln und in genauem Abstand auf die Maschine gestellt wurden. Der Abstand war wichtig, weil die Flaschen auf einer kreisförmigen Bahn unter sich senkende Stempel geführt wurden und durch diese randvoll gefüllt wurden. Ein Laufband, auf dem die Flaschen nun standen, transportierte diese zur nächsten Maschine, wo sie mit Kronkorken fest verschlossen wurden. Am Ende dieser Maschinerie drehte sich langsam eine kreisrunde Fläche, auf der alle gefüllten Flaschen

ankamen und sich sammelten. An dieser Station war Peter eingeteilt. Damit kein Stau entstand, musste er die Flaschen, so schnell wie möglich und trotzdem schonend, in bereitgestellte leere Kisten stellen und in den nächsten Raum zur Etikettiermaschine bringen.

„Halt, stopp!“ Der Chef ließ seine laute Stimme erschallen, und die ganze Maschinerie stand still. Nur Peter bekam die Anordnung, fleißig weiter arbeiten. Er hatte anscheinend nicht darauf geachtet, dass sich auf seinem Kreisel ein Stau aufgebaut hatte und das Ganze ins Stocken geraten war.

„Ist nicht schlimm, Peter“, wurde er beruhigt, „mach langsam weiter, damit nichts zerbricht. An unser Tempo wirst du dich noch gewöhnen müssen.“

Sie waren wie eine große Familie! Peter hatte mittlerweile seinen Kreisel geleert und strahlte. Er hatte gar nicht bemerkt, dass der Chef hinter ihn getreten war und ihm nun auf die Schultern klopfte.

„Das wird schon noch, so ist es am Anfang jedem von uns ergangen!“, sagte er aufmunternd. Die Abfüllmaschine war gerade wieder

angelaufen, als ein lauter Knall ertönte und gleich darauf erneut ein lautes „Stopp!“ erschallte. Peter sah noch, wie unter einem Einfüllstempel Scherben in alle Richtungen wegspritzten und sich der leckere Most in einer Pfütze unter der Maschine sammelte. Jetzt hatte bestimmt eine der Frauen beim Aufsteller der Flaschen nicht aufgepasst und den Abstand nicht richtig gewählt. Ein Stempel hatte den Flaschenkopf mit starkem Druck vom Flaschenhals abgesprengt und in alle Himmelsrichtungen verteilt.

„Pause!“, war der einzige Kommentar, den der Chef von sich gab. Diese Zwangspause kam allen recht. Man traf sich bei Onkel Heinrich an der Presse und besprach die Lage. Nur die Frauen beim Aufsteller hatten keine Pause, sie mussten das ganze Malheur aufräumen und säubern.

„Heinrich, stell die Presse ab. Es ist spät, wir machen für heute Feierabend!“, rief der Chef in die Runde. Peter war es recht, er spürte jeden einzelnen Knochen in seinem Körper und ließ sich auf eine leere Kiste fallen.

Der Chef setzte sich neben ihn, sah ihn von der Seite an und sagte:

„Morgen habe ich eine besondere Aufgabe für

dich. Da lernst du die Etikettiermaschine kennen. Aber mein ältester wird dir anfangs dabei helfen und dir ein paar Griffe und Tricks zeigen. Die Arbeit ist nämlich nicht so einfach."

„Okay“, murmelte Peter etwas unsicher“, wird schon klappen. Schönen Feierabend.“

Für heute hatte er sein Geld verdient.

Am nächsten Morgen kam Peter nur schwer aus dem Bett. Er quälte sich durch die letzten verblässenden Bilder eines schrecklichen Alptrahms, in dem die Glasscherben nur so durch die Luft spritzten. Ein erneuter Knall einer zerplatzenden Apfelsaftflasche, und Peter saß mit weit aufgerissenen Augen in seinem Bett. Er schüttelte sich. Was war geschehen? Als er seine schmerzenden Gelenke spürte, erinnerte er sich langsam an den gestrigen Tag. Arbeit, körperliche Arbeit hinterließ ihre Spuren. Aber es nützte alles nichts. Peter sprang aus dem Bett, wusch sich, frühstückte, zog sein Arbeitszeug an und war pünktlich auf seiner Arbeitsstelle.

Der Chef und dessen Sohn Paul erwarteten ihn schon neben der Etikettiermaschine.

„Na, hast du gut geschlafen?“, fragte Paul Peters

Meinung nach etwas zu sarkastisch.

„Wie ein Stein“, gab Peter zur Antwort. Seine Gelenkprobleme und den Albtraum behielt er für sich.

„Dann bist du bestimmt bereit für neue Aufgaben“, meinte der Chef. „Mein Sohn hat schon alles bereitgestellt und wird dich in deine neue Arbeit einweisen.“ Mit diesen Worten ließ er die beiden Jungen stehen und begab sich zur Presse und dem Abfüller.

Peter schaute sich um und kam sich an seinem neuen Arbeitsplatz etwas verloren vor. Doch als Paul sich gar nicht mehr so sarkastisch gab und ihm alles zu erklären begann, fühlte Peter sich schon wohler.

„Wie du siehst“, begann Paul, „habe ich schon alles an Ort und Stelle geräumt und auch vorbereitet. Das ist wichtig, weil du die Reihenfolge der Arbeitsschritte immer genau einhalten musst. Das Tempo gibt die Maschine vor. Die Etikettiermaschine wird mit passenden Etiketten in dieser Schale bestückt und anschließend dieser Behälter mit Kleber befüllt. Ersatzetiketten und Kleber befinden sich dort im Regal.“

Paul deutete auf ein Wandregal, das mit einer großen Menge an unterschiedlichen Etiketten angefüllt war. Der Behälter mit dem Kleber stand darunter.

„Links neben der Maschine stehen die Kisten mit den vollen Flaschen, rechts daneben die leeren Kisten. Du nimmst jeweils mit der linken Hand eine Flasche aus der vollen Kiste links und legst sie unter den Stempel der Maschine. Inzwischen hat die Maschine ein Etikett vom Stapel gehoben, mit Kleber bestrichen und klebt es nun vorsichtig auf die bereit liegende Flasche. Du wirst sehen, dass es wichtig ist, die Flasche immer korrekt unter den Stempel in die Auflage zu legen, damit das Etikett richtig positioniert wird. Dann nimmst du mit der rechten Hand die etikettierte Flasche und stellst sie in die leere Kiste rechts neben der Maschine. Zur gleichen Zeit musst du schon mit der linken Hand eine volle Flasche aus der linken Kiste gegriffen haben und legst diese jetzt unter den Stempel. Das muss flott gehen, denn die Maschine hat ihren Rhythmus, an den du dich anpassen musst, nicht umgekehrt. Wenn nun eine Kiste leer beziehungsweise voll ist, betätigst du den Notstopphebel, damit die Maschine

anhält und du Zeit hast, die Kisten umzuräumen. Die rechte, nun volle und frisch etikettierte Kiste wird ein Stück weiter weg gestapelt und später ins Lager gebracht oder direkt ausgeliefert. Die leere Kiste von links stellst du rechts neben die Maschine und ziehst eine volle und noch nicht etikettierte Kiste links neben die Maschine. Dann startest du die Maschine mit einem Druck gegen den Hebel und der ganze Vorgang beginnt aufs Neue.“

„Halt, halt!“, rief Peter, ihm schwirrte der Kopf.

„Kannst du das alles noch einmal wiederholen?“

„Ich glaube, dass es besser ist, wenn ich dir den Arbeitsvorgang einmal zeige.“

Mit diesen Worten stellte Paul sich in Position, betätigte den Hebel, und die Maschine bewegte, in einem für Peter atemberaubenden Tempo, ihre Greifer und Rädchen. Pauls Hände flogen nur so hin und her. Links eine volle Flasche greifen, auf der Auflage unter dem Stempel positionieren, mit der rechten Hand von der Auflage nehmen und in die rechte Kiste stellen, dann wieder mit der linken Hand ...

Peter wurde ganz schwindelig.

Paul betätigte erneut den Hebel. Aber anstatt zu

stoppen, fuhr die Maschine jetzt mit einem verlangsamten Tempo fort.

„Oh, das ist ja toll! Ich glaube, das ist meine Geschwindigkeit!“, rief Peter freudestrahlend.

Paul stoppte die Maschine, lächelte und sagte:

„Das ist deine Anfangsgeschwindigkeit. Fang damit an und dann werden wir weitersehen!“

Mit diesen Worten stellte er sich etwas abseits auf und presste die Fäuste abwartend in die Hüften.

Nun war es wohl an der Zeit, dass Peter in Aktion trat. Er stellte sich wie zuvor Paul in Position und ließ die Abläufe noch einmal in seinem Kopf Revue passieren. Nach kurzer Zeit rief Paul:

„Nicht denken, handeln!“

Das ließ Peter sich nicht zwei Mal sagen. Er legte die erste Flasche unter den Stempel, griff sofort zur nächsten und betätigte den Hebel. Die Maschine sprang an und drückte wie in Zeitlupe das erste Etikett auf die Flasche. Peter hatte genügend Zeit, die fertig etikettierte Flasche von der Auflage zu nehmen, sie in die leere Kiste rechts neben der Maschine zu stellen und eine neue Flasche aufzulegen. Er schaffte es trotz des Zeitlupentempos gerade noch rechtzeitig,

denn der Stempel senkte sich bereits mit einem neuen Etikett. Es klappte dennoch ganz gut. Nach einer fertig gefüllten Kiste stellte er den Hebel auf Stopp und tauschte die Kisten aus.

„Schau nach, ob noch genügend Kleber und Etiketten vorhanden sind!“, forderte Paul ihn auf.

„Ach, richtig“, sagte Peter, „das hätte ich beinahe vergessen.“

Wie es aussah, war noch alles ausreichend vorhanden.

„Jetzt stellen wir die Maschine mal auf die Arbeitsstufe“, meinte Paul, „das eben war zum Ausruhen!“

Peter stellte sich in Position, betätigte den Hebel und legte los. Der Stempel bewegte sich in einer Geschwindigkeit, die er nicht erwartet hatte. Bei Pauls Demonstration hatte alles so leicht ausgesehen. Jetzt war der Stempel jedoch mit einem neuen Etikett so schnell wieder zum Pressen bereit, so dass Peter seine Hand schnell zurückziehen musste, um nicht selbst ein Etikett auf den Handrücken zu bekommen. Bei der nächsten Flasche klappte es. Ein Etikett klebte an der richtigen Stelle und verschwand in der bereitgestellten Kiste rechts. Doch bevor Peter

die neue Flasche in die Auflage legen konnte, war der Stempel schon wieder da und klebte mehrere Etiketten auf die leere Auflage, bevor Peter den Notstophebel drücken konnte.

„Mist!“, fluchte Peter. „Das ist ja schlimmer als ein Sack Flöhe hüten!“

Paul lachte: „Etikettiere zuerst einmal ein paar Kisten voll in der langsamen Gangart, dann gewöhnst du dich an den Ablauf. Morgen versuchst du es dann wieder schneller.“

Damit war Peter vollends einverstanden und machte sich an die Arbeit. Bis zum Mittag hatte er in gemäßigtem Tempo ein paar fertig etikettierte, volle Kisten ins Lager gefahren.

Jetzt freute er sich auf die Mittagspause.

„Na, das hat doch prima geklappt“, meinte der Chef und klopfte ihm auf die Schultern. „Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen. Morgen Nachmittag kannst du mit Paul eine Ladung Getränke an ein paar Gaststätten ausliefern. Ich werde alles dafür zusammenstellen.“

„Pffft!“, erleichtert ließ Peter Luft ab. Die Auslieferungsfahrten mit dem Ford Transit machten ihm am meisten Spaß. Während der Fahrt konnte er sich entspannen und sich mit Paul

über alles Mögliche unterhalten.

Der nächste Tag begann wie erwartet mit Etikettieren. Eine Stunde lang Zeitlupentempo und dann sollte es so richtig losgehen. Peter wollte es auch, aber er hatte ein mulmiges Gefühl. Die Erinnerung an seine gestrige Niederlage im Kampf mit der Etikettiermaschine war noch zu präsent.

Was sollte es, er schaltete die Maschine ein, nachdem er alles vorbereitet hatte. Die Maschine ratterte los und verlangte von ihm volle Konzentration. Er gab sein Bestes, und für kurze Zeit ging auch alles gut. Die volle Kiste links leerte sich, die Etiketten wurden vom Stempel auf die Flaschen geklebt, und die leeren Kisten rechts füllten sich. Auch die gewollten Stopps wegen Auffüllen der Etiketten und Nachfüllen des Klebstoffs klappten. Doch dann kam es wie es kommen musste. Peter schien in seiner Konzentration nur ein wenig nachgelassen zu haben, jedenfalls erwischte der niederdrückende Stempel eine volle Flasche unglücklicherweise etwas versetzt und zertrümmerte diese mit einem lauten Knall. Die klebrige Flüssigkeit vermischt mit zerfetzten Etiketten und

überflüssigem Kleber ergoss sich über die gesamte Maschine. Ein Notstopp und eine anschließende Komplettreinigung waren von Nöten.

Zum Glück hatte Peter anscheinend noch einen Anfängerbonus, denn weder vom Chef noch von seinen Mitarbeitern wurde er gemäßregelt.

Das Reinigen der Maschine dauerte bis zur Mittagspause.

Der Nachmittag konnte nur besser werden, eine Auslieferung mit dem Ford war angesagt. Die Kisten standen schon auf der Ladefläche und die Papiere lagen auf dem Armaturenbrett. Da kam Paul aus der Tür gestürmt, öffnete die Beifahrertür und sagte:

Du, ich kann leider nicht mitkommen, ich habe etwas Anderes zu erledigen. Schaffst du die Tour alleine?"

„Na klar“, antwortete ich, „was denkst du denn? Ich fahre schließlich nicht zum ersten Mal!“

„Okay, bis später!“ Paul schlug die Tür zu und war schon wieder weg.

Peter saß etwas überrumpelt hinter dem Lenkrad und murmelte zu sich selbst:

„Erst einmal nachschauen, wohin es geht.“

Er sah auf den Lieferschein und las:

„Valdorfer Eck! Hm, da war ich noch nie. Aber, was soll´s, auf geht´s!“

Peter startete den Transporter und machte sich auf den Weg. Zum Glück musste er heute keine Flaschen mehr etikettieren! Den Weg zum Valdorfer Eck kannte er, das würde bestimmt ein geruhsamer Nachmittag werden.

Aber es sollte ganz anders kommen!

„Valdorfer Eck“ stand auf dem Schild über der Tür an einem wunderschönen, alten Fachwerkhaus. Hier war das andere Ende der Valdorfer Straße, in der Peter zeitweise sein Zuhause hatte. Er hatte sein Ziel erreicht und parkte den Wagen rückwärts vor der Tür, so dass er bequem ausladen konnte. Vorher nahm er jedoch den Lieferschein vom Armaturenbrett, stieg aus und ging durch die schwere Eichentür in den Schankraum. Der hinter der Theke beschäftigte ältere Herr gab sich als Wirt zu erkennen und sagte zu Peter:

„Na endlich, du bringst bestimmt den schon sehnsüchtig erwarteten Kirsch-Whisky, wird aber auch Zeit!“

„Hoppla“, dachte Peter, „ein bisschen

freundlicher geht auch!" Laut sagte er:
„Guten Tag! Richtig, ich bringe zwei Sechser-
Gebinde Kirsch-Whisky. Darf ich sie gleich hier
reinbringen?“
„Ne, ne, die brauche ich erst am Wochenende.
Aber es ist immer gut, welchen da zu haben!
Bring sie doch bitte in den Keller am Ende des
Flures! Sei vorsichtig, du musst die alte
Holztreppe runter, die ist etwas
gewöhnungsbedürftig! Mach Licht an, da unten ist
es dunkel!“
So viel zu „geruhsamer Nachmittag und
sehnsüchtig erwarteter Kirsch-Whisky“!
Peter überreichte den Lieferschein und machte
sich an die Arbeit. Obwohl, zwei Mal knapp zehn
Kilogramm Gewicht wären für ihn ein Klacks, aber
die alte Holztreppe hatte es wirklich in sich. Er
stellte die Kiste an der oberen Stufe ab und
tastete nach dem Lichtschalter. Der lange Flur
verschluckte das meiste Tageslicht, das von der
Eingangstür hereinfiel, so dass Peter wie blind an
der rechten Wand herum tastete. Als er den
Schalter endlich gefunden hatte, ein
Drehschalter von annodazumal übrigens, flammte
eine einzelne Vierzig-Wattfunzel an der Decke

auf und tauchte eine uralte Rumpelkammer in diffuses Licht. Peter zog angeekelt seine Hand aus einem Spinnwebnetz, das bestimmt schon hundert Jahre alt war. Die im Dämmerlicht kaum zu erkennenden Holzstufen machten den Eindruck, als ob sie auch schon mal bessere Zeiten gesehen hätten.

Peter nahm allen Mut zusammen und tastete sich langsam, Schritt für Schritt, die schmalen und bei jeder Belastung knarrenden Stufen hinunter. Einen Handlauf gab es gar nicht erst! Unten angekommen stellte er die erste Kiste mit den sechs Flaschen gleich am unteren Ende der Treppe ab.

Plötzlich lief ihm ein Schauer den Rücken hinunter! Was war das denn? Ängstlich blickte er sich um. Trotz der Glühlampe unter der Decke war in den Ecken nur Dunkelheit und davor allerlei Gerümpel zu erkennen.

„Nur weg hier“, dachte Peter. Aber da ist ja noch die zweite Kiste. Er hastete die Treppe hoch, lief über den langen Flur und holte sie von der Ladefläche des Transits. Gerade als er seinen ersten Fuß auf die oberste Stufe setzen wollte, hörte er aus dem Schankraum den Wirt rufen:

„Wenn du schon mal da unten bist, kannst du auch gleich euer altes Leergut zusammen suchen und mitnehmen. Da müssen noch alte Kisten stehen!“

„Auch das noch“, dachte Peter, verlängerter Aufenthalt in der Hölle!“

Widerwillig quälte er sich mit der zweiten Kiste in den Händen nach unten. Die knarrenden Geräusche und die, gelinde gesagt, Unordnung waren ihm ja schon bekannt. Wenn seine Augen sich erst mal an die Dunkelheit gewöhnt hatten, würde er schon eine Kiste und ein paar leere Flaschen finden. Mehr würde man an diesem Ort nicht von ihm verlangen können.

Wo Peter auch hinlangte, überall griff er nur in dicken Staub und Spinnweben.

„Hier unten war schon seit Generationen keiner mehr gewesen!“, grummelte er vor sich hin und knallte ein paar kaputte Kisten in die Dunkelheit, so dass sie laut an einer unsichtbaren Wand zerschepperten.

„Mit lautem Krach werde ich die Geister verscheuchen, die hier unten unweigerlich ihr Unwesen treiben“, dachte er etwas mutiger als zu Beginn seiner Arbeit und ließ ein paar alte Flaschen klirrend aneinander schlagen.

Als er endlich eine alte Kiste mit leeren Flaschen aus all dem Staub und Dreck gefüllt und zur untersten Stufe geschleppt hatte, wischte er sich prustend mit dem Hemdärmel über die Stirn. „Jetzt nichts wie weg hier“, sagte Peter halblaut zu sich selbst. Er nahm mit beiden Händen die Kiste auf und ...
... ein kehliges Grollen wie aus den tiefsten



Tiefen der Hölle erfüllte den Raum und ließ seine Eingeweide in sich selbst zusammen ziehen. Selbst sein Herz schien urplötzlich in seine Hose gerutscht zu sein. Das Grollen ging in ein furchterregendes Knurren über, und Peter ließ die Kiste vor seine Füße fallen und stützte sich mit einer Hand an der mit Spinnweben übersäten Kellerwand ab. Sein Herz schlug wie ein Dampfhammer und drohte gar zu zerspringen. Das Knurren war nicht hinter ihm in der Dunkelheit, sondern kam vom oberen Ende der Treppe. Wie in Zeitlupe hob Peter den Kopf und blickte nach oben und in die blutroten Augen

eines Höllenhundes. Ein riesiger Kopf, nicht drei Köpfe wie bei einem echten Zerberus, nahm die ganze Türfüllung ein und ließ den ohnehin schon dunklen Kellerraum noch finsterner erscheinen. Peter wusste aus dem Geschichtsunterricht, dass Zerberus, der Höllenhund und Fabelwesen aus der griechischen Mythologie, die Höllenpforte zu bewachen hatte und niemanden hinaus lassen durfte. Nur Orpheus und Herakles gelang in der Geschichte die Flucht aus der Unterwelt. Ob Peter sich mit einem von beiden identifizieren konnte?

Nun war guter Rat teuer! Dieser Raum des Schreckens hatte keine Fenster, und der einzige Fluchtweg war durch ein sabberndes und knurrendes Ungeheuer versperrt.

„Aus!“, rief Peter in Richtung des Untiers, aber es reagierte überhaupt nicht, sondern zeigte sich jetzt in voller Größe.

„Aus!“, Peter schrie jetzt geradezu, was aber ein sehr dumpfes Bellen des Monsters zur Folge hatte.

Peter hatte das Gefühl, als ob sich mittlerweile schwarze Gestalten von den dunklen Kellerwänden gelöst hätten und sich schlurfend

von hinten auf ihn zu bewegten.

„Hilfe!“, brüllte er aus Leibeskräften. Er war drauf und dran, in Panik zu geraten. Hatte jetzt sein letztes Stündchen geschlagen. Eigentlich hatte er noch so viel vor!

„Aus, Hasso, aus!“, war eine befehlsgewohnte Stimme auf dem Flur zu hören. Das Ungetüm drehte den gewaltigen Kopf etwas zur Seite. Ein wenig mehr Licht drang in den Keller und ließ erkennen, dass sich die schwarzen Gestalten verzogen hatten.

„Was machst du denn so lange da unten? Ich dachte, du wärst schon längst wieder weg.“ Der Wirt stand am oberen Ende der Kellertreppe und hielt Hasso am Halsband fest.

„Ja“, stammelte Peter, „es war so dunkel und dann der Hund, ...!“

„Alles klar, Grüß deinen Chef von mir!“, sagte der Wirt noch und war mit Hasso im Schlepptau verschwunden.

Waren sie wirklich verschwunden, oder lauerten sie hinter der geöffneten Kellertür? Peter nahm die Kiste wieder auf und stieg die knarrenden Stufen empor, hielt auf der oberen Stufe an und lauschte in den Flur hinein. Nichts, er hörte

nichts. Jetzt aber wirklich weg hier! Peter flog regelrecht den langen Flur entlang, stieß die schwere Eingangstür auf und stellte die Kiste auf die Ladefläche des Transporters. Die Heckklappe schließen, ins Führerhaus springen und den Motor starten war eins. Als der Motor lief, blieb er einen Moment still sitzen und wartete, bis sich sein Herz etwas beruhigt hatte. Im Rückspiegel war kein Höllenhund zu erkennen, er wurde demnach nicht verfolgt. Zum Glück!

Mist, er hatte vergessen, das Licht im Keller auszuschalten! Aber deswegen würde er für alles Geld der Welt nicht noch einmal aussteigen und sich in diesen Höllenschlund wagen. Niemals!

Auf dem Firmenhof angekommen parkte Peter den Transporter vor der Tür zum Lager, stieg aus und öffnete die Heckklappe. Als er sich mit der Leergutkiste in den Händen umdrehte, stand sein Chef direkt vor ihm.

„Na“, meinte er, „mehr Leergut hatte es nicht gegeben? Wir waren doch schon so lange nicht mehr da.“

„Nee, weiß ich auch nicht“, stammelte Peter, „aber“

„Schon gut“, sagte der Chef, „du kannst jetzt

Feierabend machen, war ´n langer Tag. Übrigens, der Wirt vom Valdorfer Eck hat mich gerade angerufen. Sein Schäferhund, der Hasso, sei ein ganz Lieber, der tut keiner Fliege was zuleide.“ „Weiß der Hund das auch?“, fragte Peter etwas verzagt. Beide verabschiedeten sich mit einem Schmunzeln im Gesicht voneinander.

Flaschenspülen war fast so kompliziert wie Etikettieren. Auch dabei konnte so einiges schiefgehen.

Die Luft in der Spülkammer war geschwängert von dichtem Dampf. Es war schwül und heiß und überall tropfte es, so dass die Bodenfliesen glatt waren.

Peter trug hohe Gummistiefel und eine schwere Gummischürze über seiner normalen Arbeitskluft. Er schwitzte, seine Brille beschlug immer wieder, so oft er sie auch putzte. Dazu dieser Lärm der großen, im Uhrzeigersinn drehenden Trommel mit den vielen Spülbürsten, und der scharfe Geruch nach Putzmitteln! An das Klirren, wenn die leeren Flaschen hinein- und hinausgefahren wurden, hatte Peter sich schon gewöhnt. Er schob jetzt eine verschmutzte Flasche mit der Öffnung voran auf eine Bürste

und zog mit der anderen Hand eine saubere Flasche ab. Die stellte er in die bereitgestellte Kiste, immer wieder. Langsam wurde das Ganze zur Routine, aber gerade darin lag ja die Gefahr. Nach einiger Zeit und etlichen gereinigten Flaschen stoppte Peter plötzlich die Maschine. „Immer diese Bauarbeiter“, stöhnte er und zog eine Flasche von einer Bürste. Er drehte sie auf den Kopf und schüttelte etliche Zigarettenkippen heraus. Es stank fürchterlich.

„Darf man das eigentlich?“, schimpfte er in den Raum hinein.

„Mach weiter, daran wirst du dich schon noch gewöhnen!“, tönte jemand von irgendwo her. Peter kam wieder in den Arbeitsrhythmus und ließ währenddessen seine Gedanken schweifen. Die Geschichte mit dem schwarzen Schäferhund gestern hätte ihn nicht so mitgenommen, wenn er nicht vor vielen Jahren von einem großen Hund attackiert worden wäre. So etwas sitzt tief und kommt irgendwann wieder an die Oberfläche, es muss nur das auslösende Moment stimmen.

Die Trommel drehte sich in immer gleichbleibender Geschwindigkeit, die Bürsten taten ihre reinigende Arbeit. Der schwüle

Schwaden legte sich auf alles und alle, was sich im Raum befand und ließ langsam aber sicher die Gedanken abstumpfen.

„Verdammt nochmal, sowas auch!“

Peter war es, der laut fluchend die Maschine abstellte, sich die Nase zuhielt und nach draußen eilte. Nahe der Presse stützte er sich mit einer Hand auf einen Stapel Kisten, mit der anderen auf ein Knie ab und würgte sich die Seele aus dem Leib. Er hatte Tränen in den Augen, als er auf sah und Onkel Heinrich sagen hörte:

„Bestimmt wieder so ein kleines Mäuschen. In die Flaschen rein kommen sie, aber nicht wieder raus. Dann verwesen sie da drin, und wir haben das Malheur!“

Und richtig! Der Chef war schon zur Stelle und gab seine Anordnungen:

„Abfüllen einstellen! Alle Frauen und Männer, nachdem sie sich denn ausgekotzt haben, in die Spülküche! Desinfektionsmittel her und los geht's!“

Das war es für heute! Die Maschine musste auseinander gebaut werden, alle Bürsten ersetzt und die Spülkammer gründlich gereinigt werden.

„Das macht die aufkommende Routine“, meinte

Onkel Heinrich erklärend und zündete sich
gemächlich einen Zigarrenstummel an.

„Man kann nich immer in jede Flasche kucken, da
passiert sowat schon mal.“

Mit diesen Worten paffte er zwei riesige
Qualmwolken in die Luft. Peter war dankbar
darüber. Er zog begierig den würzig riechenden
Qualm ein und konnte so ein wenig seine
Magennerven beruhigen. Den Gestank der
verwesten Maus hatte er jedoch noch lange in
seinem Gedächtnis.

Die liebste Beschäftigung für Peter war das
Abfüllen von Spirituosen. Es wurden meist keine
großen Kontingente von Kirsch-Whisky und so
weiter benötigt, deshalb geschah das Abfüllen
von Hand, wenn man diesen Vorgang denn so
nennen kann.

Die Spirituose Kirsch-Whisky befand sich in
mehreren fünfundzwanzig Liter Ballon auf dem
oberen Brett eines Regals im Lager. Peter stellte
sich die passende Anzahl von Flaschen auf einem
Brett darunter bereit und holte sich eine Leiter
und einen dünnen Schlauch. Er stieg auf die
Leiter, entkorkte einen Ballon und sog den
betörenden süßen Duft ein. Anschließend nutzte

er aus der Physik das Prinzip der kommunizierenden Röhren. Das heißt, Peter tauchte den Schlauch in die Flüssigkeit im Ballon, saugte mit dem Mund die Luft aus dem Schlauch und steckte diesen dann in eine leere Flasche. Die zu füllende Flasche hielt er unter den Flüssigkeitspegel im Ballon, und die Flüssigkeit floss wie von selbst in die Flasche. Sie würde jetzt weiter fließen, bis die Pegelstände in beiden Gefäßen gleich hoch wären. Peter könnte jetzt also die gefüllte Flasche bis zum Pegel der Flüssigkeit im Ballon hochheben und es würde nichts überlaufen. Einfacher war es jedoch, den dünnen Schlauch abzuknicken und in eine neue leere Flasche zu stecken. So verfuhr Peter mit den restlichen Flaschen, bis alle verfüllt waren. Manchmal geschah es, dass der Fluss des Kirsch-Whiskys aus dem Ballon aus irgendeinem Grund urplötzlich versiegte und Peter neu ansaugen musste. Manchmal bekam er dabei einen bedenklichen Schwall von dem alkoholischen Getränk in den Mund, so dass er dicke Backen bekam. Ausspucken wollte er die teure Flüssigkeit auf keinen Fall, also schluckte er sie genüsslich hinunter. Oft durfte diese Prozedur

jedoch nicht passieren, das hätte eine Auslieferung der Ware wegen Alkoholkonsums des Abfüllers verhindert. Um der Wahrheit die Ehre zu geben: Diese Prozedur kam nicht allzu oft vor!
Geld verdienen war nicht immer ganz leicht!

Der Krug

Er blieb stehen und blickte sich unschlüssig um, schaute in die Richtung aus der er gekommen war. Es wurde schon dunkel, und er konnte nur noch Umrisse erkennen. Die Bäume und Sträucher stachen schemenhaft aus der Dunkelheit hervor. Nur im Westen zeigte sich ein schmaler, heller Saum am Firmament. Er erinnerte sich an seine Zeit als Soldat. Bei einer mehrere Tage dauernden Übung in der Lüneburger Heide sah in der Dämmerung jeder einzelne Wacholderbusch wie ein potentieller Gegner aus.

Dazu war er allein, vollkommen allein.

Er fühlte sich nicht sicher, in keinsten Weise.

Weshalb ging er hier, auf dieser Straße und in diese Richtung? Das musste ein totaler Blackout sein. Oder lag es an dem Alkohol, den er auf der Feier des Sportvereins getrunken hatte? Nicht viel, wie er meinte, aber anscheinend doch genug, um seinen derzeitigen Zustand zu bewirken.

Diese Anzeichen zeigten sich in letzter Zeit immer häufiger.

„Alkohol und Medikamente“, sinnierte er, „die passen nun mal nicht zusammen.“

Egal, jetzt war es zu spät, er konnte nichts mehr daran ändern. Er setzte sich wieder in Bewegung, in die vermeintlich richtige Richtung und versuchte nicht darüber nachzudenken. Erst jetzt bemerkte er den Bierkrug, den er mit der rechten Hand fest umklammerte, einen großen, leeren Halbliterkrug, der seinen rechten Arm mit jeder Bewegung nach unten zog und im Rhythmus des Gehens zum Schwingen brachte. Eigentlich ein gutes Gefühl, er hatte Halt. Aber - hatte er den Krug einfach so mitgehen



lassen? „Mitgehen lassen“, was für eine Metapher! Als ob der Krug sich ihm von allein angeschlossen hätte.

Der Krug ging jetzt mit ihm, er war also nicht allein, er hatte einen Kumpanen.

Den konnte er auch gut gebrauchen, es war nun schon stockfinster. Die Straße und der

Straßenrand waren kaum mehr zu erkennen. Nicht, dass er sich im Dunkeln fürchtete, aber mit einem Kumpanen an seiner Seite war eben doch alles besser.

Er musste kichern.

„Fast schon ein bisschen irrsinnig“, dachte er.

„Werde ich langsam wahnsinnig? Das mit dem Alkohol und den Medikamenten muss ich noch mal überdenken.“

Er schwang den Krug nach vorn, um neuen Schwung für das Gehen zu holen. Aber was war das? Wenn er den Krug in seiner rechten Hand nach vorne führte, machte auch sein rechtes Bein einen Schritt nach vorn. Diese Art der Vorwärtsbewegung musste im Hellen komisch aussehen: Rechter Arm und rechtes Bein, linker Arm und linkes Bein! Kamelgang nannte man das. Soldaten, die beim ersten Marschieren den Gleichschritt zu halten versuchten, verfielen oft in diese Gangart - Kamelgang! Aber das musste ja jetzt nicht sein!

Er wollte eigentlich zügig vorankommen, und dabei sollte ihm der Krug helfen. Nach einigen Fehlversuchen gelang ihm schließlich eine halbwegs menschliche Gangart und er kam gut

voran. Alle paar Meter straukelte er jedoch immer wieder, wenn sein Fuß einen weicherem Untergrund unter sich signalisierte, und er von der Straße abzukommen drohte. Dann musste er sich neu orientieren und alles begann von vorne - rechter Arm und linkes Bein, linker Arm und rechtes Bein. Es klappte immer besser.

Anscheinend half dabei auch der Sauerstoff, der nun kräftiger durch seine Lungen strömte und seinen Kopf etwas klarer werden ließ.

Auch sein Kumpan machte seine Sache gut. Er gab ihm das Gefühl, nicht allein zu sein und er war ihm mittlerweile eine gute Ganghilfe, was wollte man mehr?!

Sein Zuhause war, von einer kleinen Anhöhe aus, in weiter Ferne auch in der Dunkelheit schon zu erahnen. Sie waren mittlerweile ein eingespieltes Team, er und sein Kumpan, und kamen gut voran. Als er seinen Mund zu einem ausgiebigen Gähnen bis zu den Ohren weit aufriss, durchschnitt ein jäher Lichtstrahl die Dunkelheit. Als hätte eine zornige Gottheit einen Blitzstrahl wütend auf die Straße geschleudert, näherte sich ihm von hinten ein Auto mit voll aufgeblendeten Scheinwerfern. Oder hatte Darth Vader sein Lichtschwert

gezückt?

„Man, kann der Idiot nicht abblenden?“, entfuhr es ihm.

Der Fahrer schien ihn jedoch nicht zu bemerken und kam mit unverminderter Geschwindigkeit auf ihn zugerast. Zum Glück befand er sich auf der linken Straßenseite und es war genügend Platz, um sich nicht in die Quere zu kommen. Als er sich in letzter Sekunde, bevor das Ungetüm auf seiner Höhe war, umdrehte, wurde er von dem Lichtstrahl geblendet, machte dadurch einen Schritt rückwärts und rutschte ungelentk in den Straßengraben.

„Mist!“, dachte er im Fallen, drehte sich jedoch instinktiv, so dass er auf dem Hosenboden landete. Den Krug hielt er in letzter Sekunde in die Höhe, andernfalls wäre er unweigerlich an einer Baumwurzel zerschellt.

„Hab ich dich!“, strahlte er seinen Freund, den Krug, an und streichelte ihn. „Dieser Mistkerl hatte doch bestimmt hundertfünfzig Stundenkilometer drauf, das ist hier nicht erlaubt!“

Aber wem sagte er das, der Raser war schon außer Sichtweite, nur der Lichtstrahl erhellte in

der Ferne einige Straßenbäume.

Ich passe schon auf dich auf", versicherte er dem Krug, seinem Kumpanen, rappelte sich auf und erklomm die Grabenböschung.

Oben angekommen versuchte er, wieder in seinen Rhythmus und mit dem Krug in Einklang zu kommen. Was jedoch nicht so einfach war, da ihm der Schreck doch noch in den Knochen steckte.

„Du musst jetzt mitmachen! Sperr dich nicht so, dann haben wir es bald geschafft und du bekommst deinen gebührenden Platz auf dem Kaminsims!"

Als ob der Krug seine Worte verstanden hätte, waren sie plötzlich wieder eine Einheit. Kein Kamelgang, sondern ausgewogenes Gleichgewicht! „Siehst du, geht doch", sagte er zum Krug. „Wenn du jetzt noch voll wärest, mit einer goldgelben Flüssigkeit, dann wäre alles bestens. Ich habe nämlich einen ganz schönen Brand!"

Trinkgeräusche nachahmend und laut schmatzend setzte er seinen Weg fort, konzentrierte sich auf die wenigen erkennbaren Wegmarken und hing seinen Gedanken nach.

Nach kurzer Zeit schon dachte er an das Mittagessen am nächsten Tag. Es würde

Kohlrabisuppe geben, eine seiner Lieblingssuppen. Er war nun mal ein „Suppenkasper“! Die Kohlrabistückchen und auch die Kartoffeln würden noch bissfest sein. Der Kräuter-Rahmkäse, angemacht mit etwas Sahne und einem Ei, gibt der Suppe den sämigen Touch. Wenn er dann einen Löffel voll in den Mund schiebt, spürt er den Kontrast zwischen dem bissfesten Gemüse und dem Suppenfonds und erlebt auf seiner Zunge eine Geschmacksexplosion. Er schmeckt jedes Mal genüsslich die würzigen Kräuter der Provence verbunden mit etwas Muskat heraus. Kleine Gehacktesbällchen gaben dem Ganzen einen leichten Beigeschmack von Röstaromen. Köstlich!

Im Ort angekommen benutzte er den Gehweg, um den Gefahrenbereich der Straße zu meiden. Von Weitem sah er die ersten Straßenlaternen und fühlte sich gleich besser, weil sicherer. Die Dunkelheit hatte doch immer etwas Bedrohliches an sich. Überall konnten die Geister der Nacht hervorkommen und ihm übel mitspielen. Auch jetzt noch, im Schein der ersten Laternen, drehte er sich immer wieder um, ...
... und da geschah es. Er musste an einer

Hausecke nach links abbiegen, schwang im automatisierten Rhythmus den linken Arm mit dem Krug nach vorne - und dieser zerdepperte mit einem dumpfen, an Polterabend erinnernden Knall an der Hausmauer. Wie nach einem elektrischen Schlag blieb er abrupt stehen, betrachtete die am Boden liegenden Tonscherben und hob den mit seiner Hand umklammerten Henkel in Augenhöhe. Eine tiefe Trauer breitete sich in seinem Inneren aus, und seine Augenhöhlen füllten sich mit Tränen.

„Mein Freund!“, plärrte er los. „So weit hast du mich begleitet, bis hierher habe ich dich getragen, und jetzt das! Wie kann ich das wieder gutmachen?“

„Ruhe!“, tönte eine zornige Stimme irgendwoher.

„Kann man denn nicht wenigstens nachts seine Ruhe haben? Immer diese Radaubröder!“

„Ihr könnt mich mal!“, schrie er in die Runde, hielt jedoch den Henkel fester in der Hand und machte sich über die Scherben hinweg auf den restlichen Heimweg.

Wie er letztendlich, mit tränenerfüllten Augen, sein Zuhause gefunden hatte, wusste er nicht mehr. Er schlich sich leise in sein Zimmer, zog

sich aus, legte sich mit dem Henkel in der Hand in sein Bett und schlief erschöpft ein.

In einem sehr unruhigen Traum sah er unzählige, hell erleuchtete Fahrzeuge auf sich zukommen, konnte ihnen jedoch immer wieder schwankend ausweichen. Ein lauter Knall riss ihn jäh aus seinem Schlaf, und er saß mit dem abgebrochenen Henkel im Bett.

Langsam kam die Erinnerung an seinen nächtlichen Marsch zurück, und der Bierdunst vernebelte nicht mehr so stark sein Hirn.

„Habe ich wirklich mit einem Krug gesprochen, habe ich ihn einen Freund und Kumpanen genannt?“, fragte er sich zweifelnd.

Er nahm sich vor, in Zukunft nicht mehr so exzessiv dem Alkohol zuzusprechen!

Die Fahne

Ein wider Erwarten trockener und auch recht milder erster Ostertag neigte sich seinem Ende entgegen. Die Schatten wurden länger, und eine Kühle schlich sich jetzt in den kleinen Garten und trieb die Bewohner an das heimelig knisternde Kaminfeuer im Wohnzimmer. Der Himmel war noch blau und zeigte keine Bewölkung. Aber gerade deshalb war es für den aufkommenden steifen Ostwind ein Leichtes, die vermeintliche Wärme hinfort zu blasen. Die zwei Fahnen hoch oben am Fahnenmast schwangen in einer steifen Brise hin und her und knatterten in Richtung Westen.

Dieses ungewohnt laute Geräusch schien zwei Saufkumpane zu stören, die unweit des Gartens ihrem Trinkgelage frönten. War es wirklich dieses penetrante Geräusch oder doch die ungeliebte Farbenkomposition der Fahnen, welche in den Köpfen der beiden einen perfiden Plan reifen ließ? Bei vollkommener Dunkelheit, so entschieden sie, würden sie es angehen und diesem für ihre Augen und Ohren unerträglichen Schauspiel ein Ende bereiten!



Nach ein paar weiteren alkoholischen Genüssen hing wie auf Einladung eine kleine Anstallleiter an der Garagenwand des einen Kumpanen.

„Los, esch ischt dunkel genuch!“, lallte der Erste.

„Jut“, bestätigte der Zweite und schulterte mit

gekonntem Schwung die Leiter. Relativ zielsicher, doch reichlich schwankend näherten sie sich dem kleinen Garten in der Nachbarschaft. Dort sahen sie das Ziel ihrer alkoholgetränkten Phantasien - den Fahnenmast mit den jetzt sogar aggressiv knatternden Fahnenungeheuern. Doch zuerst musste noch ein Hindernis überwunden werden, der Gartenzaun mit dem kleinen, abgeschlossenen Gartentörchen. Aber schon hier würde die mitgebrachte Anstallleiter von Nutzen sein. „Du tschuerst“, nuschelte der Erste und schob seinen Kumpanen vor.

„Isch musch immer den schwierigen Part meischern“, beschwerte dieser sich, lehnte jedoch die Leiter an und erklimm mit viel Mühe

Sprosse um Sprosse. Oben angekommen schwang er ein Bein über das Törchen und - rutschte mit dem anderen Fuß ab und setzte sich im Reitersitz recht unsanft auf die oberste Torstange.

„Autsch, mein Patengeschenk“, stöhnte er etwas zu laut, was den Anderen veranlasste, ihm einen Stoß zu versetzen. Sein Kumpan verlor das Gleichgewicht und rutschte recht unbeholfen mit einem Plumps in den Garten hinein.

„Aua, Mama“, stöhnte er und rieb sich das Teil zwischen seinen beiden großen Zehen.

„Dasch machst du nicht noch einmal mit mir“, zischte er Richtung Leiter und erwartete eine Reaktion seines Kumpels. Als er jedoch nichts hörte, beschwerte er sich: „Bischt du etwa schon abgehauen? Los, komm, du bist dran!“

„Schrei hier nicht so rum und stell dich nicht so an! Wir sind hier auf Misschion, oder hast du das schon wieder vergessen?“, hörte er die Stimme seines Kumpels hinter seinem Rücken.

„Nein, natürlich nicht!“, erwiderte der Andere.

„Aber die blauen Eier gibt es morgen bei uns zu Hause. Auch wenn Ostern ist, das hätte isch mir doch gerne erspart! Aber wie kommst du überhaupt in den Garten, hast du dich

hineingebeamt?"

„Blödsinn, ich bin beim Nachbarn durchs Törchen, das ist nie abgeschlossen!"

„Toller Freund", beschwerte sich der Unglücksrabe.

Er rappelte sich auf, und gemeinsam schafften sie es, die Leiter durch die Hecke neben der Birke zu bugsieren. Dabei übersahen sie zwar den Rosenbusch, dessen Dornen ihnen nun im Dunklen die Haut auf den Handrücken zerkratzte. Aber jetzt gab es kein Zurück mehr, ihre Wunden mussten sie später lecken. Man könnte sie sogar mit etwas Alkohol desinfizieren!

„So, jetzt kommt der wichtigste Teil", meinte der Eine, "jetzt werden die Knattertüten dran glauben müssen!"

Dieses Mal war der Erste an der Reihe. Der Zweite ließ sich nicht wieder so leicht reinlegen. Anscheinend hatte der Adrenalinschub beide wieder etwas nüchterner werden lassen.

„Ich hab´ eine Idee", glückste er, „wir heben den ganzen Mast aus der Bodenhülse, dann haben wir alles auf einmal erledigt. Das Knattern hört auf, und die Farben beleidigen auch nicht mehr unsere Augen!"

„Du bist ja doch noch zu etwas zu gebrauchen“, lobte der Andere.

Mit beiden Händen ergriffen sie das Metall und mit vereinten Kräften ... -

... aber sie hatten entweder die Schwerkraft oder irgendwelche anderen physikalischen Begebenheiten nicht mit einkalkuliert. Der Mast rührte sich keinen Zentimeter von der Stelle.

„Mist, die haben den einbetoniert“, stöhnte der Erste.

„Das glaube ich nicht“, meinte der Zweite.

Plötzlich erschien ein hellgelbes Rechteck auf dem Rasen, erleuchtet durch ein Fensterviereck in der oberen Etage. Blitzschnell ließen unsere beiden Helden von dem Mast ab und warfen sich bäuchlings auf den Boden. Dort liegend wagten sie kaum zu atmen.

Doch nach einer gefühlten Ewigkeit hatten sie Glück, das Licht erlosch und die Jalousie fuhr ratternd hinunter.

„Jetzt wird es aber Zeit, dass wir zur Tat schreiten. Los, vorwärts, wir stellen die Leiter an und schnappen uns wenigstens das blau-schwarz-weiße Ungetüm!“, befahl der Erste.

„Ieh, gittegitt“, jammerte der Zweite, der Rasen

ist ja patschnass. Sieh dir mein T-Shirt an!"
Doch sein Kumpel kümmerte sich nicht darum,
stellte die Leiter an und hatte im Nu ein paar
Sprossen erklommen, so dass er die unteren
Karabinerhaken der Fahnenbefestigung erreichen
konnte. Beim Lösen quetschte er sich zwar ein
paar Mal die Finger an den spitzen Verschlüssen,
ließ aber nicht locker, bis die Fahne schlaff zu
Boden sank.

Der Eine raffte den Stoff zusammen und
überließ dem Anderen die Leiter. Zwei
Karabinerhaken klickten sie noch schnell
ineinander, damit sie nicht verloren gingen.
Zurück nahmen sie den leichteren Weg durch das
offene Tor des Nachbarn. Leider mussten sie den
Mast und die obere Fahne zurücklassen, dafür
war ihre Leiter nun doch zu kurz. Eine einsam
erschlaffende, rot-weiße Fahne schlang sich
traurig um den Mast im heimgesuchten Garten.
Zu Hause angekommen verstaute die zwei
Übeltäter die Anstalleiter und die als
Siegestrophäe bezeichnete Fahne in der Garage,
setzen sich, zwar etwas lädiert, auf die Mauer
und zischten noch ein paar Biere, während sie,
doch nicht so überaus enthusiastisch wie

erwartet, über ihre Aktion nachdachten. Der nächste Morgen bescherte den Bewohnern des Hauses ein paar Überraschungen. Das Gartentor war zerkratzt, der Rasen dahinter aufgewühlt, etliche Rosenstöcke umgeknickt, und zu guter Letzt fehlte noch eine Fahne am Fahnenmast.

„Nicht einmal das Eigentum fremder Leute ist den Halunken heilig. Wenn ich die erwische, die können was erleben!“, tönte es von der Terrassentür her in den Garten. Darauf wurde die Tür wütend zugeknallt.

Der Tannenbaum

„Der ist es!“, rief Mutter aus. „Der hat die richtige Größe!“

„Quatsch“, entgegnete Peter, „guck dir den Krüppel doch mal genauer an! Der ist gewachsen wie Quasimodo in seinen schlechtesten Tagen.“ Dabei wuchtete er den mitgebrachten Picknickkorb auf einen Baumstumpf und öffnete ihn.



„Du kannst den Korb ruhig noch zulassen und deine dummen Sprüche unterlassen!“, sagte Mutter beleidigt. „Erst die Arbeit, dann das Vergnügen!“

Sie hielt ihm die Handsäge hin und zeigte auf die verwachsene Tanne in der Nähe.

Auch der Rest der Familie hatte mittlerweile den Platz um den Picknickkorb erreicht und schaute

Mutter fragend an.

„Mutter, das ist doch wohl nicht dein Ernst. Nur weil der Baum in etwa deine Größe hat, darf er sich noch längst nicht Tannenbaum nennen!“, rief Vater empört aus. „Hast du etwa schon am Glühwein genippt?“

Peter grinste triumphierend über das ganze Gesicht.

„Sucht doch euren Baum alleine aus und lasst mich in Ruhe!“, maulte Mutter. „Ich bewache in der Zwischenzeit den Picknickkorb. Jedes Jahr das Gleiche!“

Den letzten Satz hatten die übrigen Familienmitglieder nicht mehr mitbekommen. Sie waren schon in alle Himmelsrichtungen ausgeschwärmt und im Nu zwischen den anderen Bäumen in der kleinen Schonung verschwunden. Mutter blieb allein zurück mit dem Picknickkorb, der verkrüppelten Tanne und ihrer Wut im Bauch. Sie setzte sich auf den Baumstumpf neben den Korb, öffnete diesen und schaute hinein. Die große Kanne mit heißem Glühwein und leckere, von ihr selbst gebackene Blätterteigschnecken boten sich ihr geradezu an. Mutters Hand griff wie von selbst hinein, nahm eine Schnecke und führte sie

zum Mund.

„Hm“, seufzte sie genüsslich, „die sind mir wieder vorzüglich gelungen! Das habt ihr nun davon. Ich werde sie alle aufessen und zur Strafe nicht eine übriglassen. Meine Meinung zählt wohl nie, was?“

Mutter zog ihre dicke Daunenjacke enger um sich, lehnte sich gemütlich an den Korb und aß eine Blätterteigschnecke nach der anderen.

Aus der Tannenschonung war nur ab und zu und in weiter Ferne ein Ausruf zu hören. Verstehen konnte man nichts.

„Die sind einige Zeit beschäftigt!“

Nach vier Schnecken konnte Mutter nicht mehr, sie war pappenvoll.

Plötzlich gesellte sich ein kleiner Vogel zu ihr. Er setzte sich auf die Spitze der kleinen Tanne und schaute sie mit schrägelegtem Kopf an.

„Na, mein Kleiner! Wenigstens du leistest mir Gesellschaft“, lockte Mutter ihn und hielt ihm einen kleinen Brocken der Schnecke hin. Der Vogel, eine Kohlmeise übrigens, piepte leise und drehte den Kopf zur anderen Seite, kam aber nicht näher. Mutter warf den Brocken unter die verkrüppelte Tanne, und - schwupps - war die Meise bei ihm, flog mit ihm auf den nächsten

Zweig und knabberte daran herum. Mutter hatte Spaß an dieser Dressurnummer und ihr wurde ganz warm ums Herz. Der Streit mit der Familie war auf einmal wie weggeblasen.

„Jetzt habe ich Durst“, kam es ihr plötzlich in den Sinn. In Ermangelung eines anderen Getränkes nahm sie einen Becher aus dem Korb und die große Thermoskanne, öffnete diese und goss den Becher bis zum Rand voll.

„Piep, piep!“, rief die Meise von der Tanne her. Ertappt drehte Mutter die Kanne wieder fest zu und sagte zu dem Vogel:

„Nein, nein, das ist nichts für dich. Ich nehme auch nur ein kleines Schlückchen. Ich habe Durst und mir ist kalt.“

Sie führte den dampfenden Becher an die Lippen, blies vorsichtig über die verlockend duftende Flüssigkeit und nahm dann einen kleinen Schluck.

„Zum Wohl“, prostete sie der kleinen Meise zu, „das tut gut, das weckt die Lebensgeister.“

Der nächste Schluck war schon wesentlich größer als der erste, der zweite noch intensiver und im Nu war der Becher leer. Der heiße Glühwein, angemacht mit Zimt und Rum, fand seinen Weg Mutters Kehle hinunter und erwärmte ihren Körper.

„Ah, herrlich“, dachte sie, „warum sollte ich nicht noch ein kleines Schlückchen nehmen?“

Sie füllte erneut den Becher mit Glühwein und trank ihn in einem Zug aus. Ein lautes Aufstoßen drang aus ihrem Mund und sie schaute sich erschrocken um.

„Noch niemand da? Na, dann kann ich ja noch ein Schlückchen probieren“, sagte sie halblaut zu sich selbst. Der Vogel, der immer noch auf dem Tannenzweig saß und sie erwartungsvoll anschaute, sollte auch nicht zu kurz kommen. Mit



schon etwas fahrigen Bewegungen tastete Mutter nach einer weiteren Blätterteigschnecke,

die letzte, wie sich herausstellte, und warf sie in einem Stück unter die Tanne.

„Für dich, mein Freund“, nuschelte sie, „kannst ja der Tanne etwas abgeben!“

Sie nahm den letzten Schluck Glühwein aus dem Becher - und verdrehte die Augen.

„Ups, mir ischt ein bisschen schwindlich“, sagte sie zu sich selbst. „Ich werde ma nach dem Rechten sehn!“

Doch dazu kam sie nicht mehr. Das Aufstehen fiel ihr zu schwer. Bei jedem Versuch geriet die Schonung in Schiefelage, und sie sank wieder unsanft auf dem Baumstumpf. Sie schloss resignierend die Augen und versuchte ihr Dilemma zu verstehen.

Sie hatte noch nicht lange versucht nachzudenken, da brach es aus dem Unterholz hervor. Unter lautem Grölen und Lachen zogen Peter und seine Freundin und aus der anderen Richtung Peters Bruder und Vater jeweils eine gefällte Tanne hervor und legten sie vor Mutter ab. Die kleine Meise brachte sich flugs auf einer weiter entfernten Tanne in Sicherheit.

„Geschafft“, freute Peter sich, „jetzt kann Weihnachten kommen!“

„Aber zuerst wollen wir uns mit Schnecken und Glühwein stärken“, meinte Vater und ging zum Picknickkorb. Er balancierte einen Becherturm hervor und holte die Thermoskanne heraus. Verblüfft stellte Vater fest: „Die ist aber leicht. Ist da überhaupt noch etwas Glühwein drin?“

Nach Schütteln und Aufschrauben des Deckels drehte Vater die Flasche um, und ein einzelner Tropfen Glühwein löste sich vom Rand und fiel zu Boden, wo er gleich zwischen den Tannennadeln verschwand. Vaters Blick wanderte fragend zu Mutter, die etwas zusammengesunken auf dem Baumstumpf saß und nichts sagte.

„Mutter, hast du etwa ...?“ , fragte er tadelnd und hielt ihr die leere Kanne unter die Nase.

„Is woll umgekippt“, nuschelte Mutter etwas unverständlich.

„Und die Blätterteigschnecken sind auch alle weg!“, rief Peters Freundin in dem Moment überrascht aus. „Nur dort, unter der verkrüppelten Tanne liegt noch eine. Die scheint aber angeknabbert zu sein.“

Peter, seine Freundin, sein Bruder und Vater, alle schauten Mutter fragend an.

Diese machte ein erbärmliches Gesicht und wollte sich geradezu in ihrer dicken Jacke verkriechen. Doch dann brach es in einem Redeschwall aus ihr hervor:

„Wenn ihr mich auch so lange alleine lasst, und ich friere und traurig bin! Was sollte ich denn da machen? Da hab ich mich mit meinem neuen Freund, der Meise, und dem kleinen Tannenbaum unterhalten, und dann haben wir zusammen Picknick gemacht und ...!“

Weiter kam sie nicht, denn Tränen rannen ihr die Wangen herunter. Unter Schluchzen brachte sie noch hervor: „Tut mir leid!“

Vater ging zu ihr, nahm sie in den Arm und tröstete sie. Die anderen nahmen die beiden gefällten Bäume und den Korb auf, und alle gingen schweigend zu ihren Autos, die am Rande der Schonung parkten. Auf dem kurzen Weg dorthin drehte Mutter sich, gestützt von Vater, noch einmal um und rief:

„Tschüss Meischen, tschüss meine kleine Tanne! Vielleicht bis zum nächsten Jahr!“

Eine Woche später, am Heiligen Abend, stand eine kleine, verkrüppelte Tanne auf einer Tannenschonung und hatte als einzige einen mit

Weihnachtskugeln behangenen Ast, auf dem eine einzelne brennende Kerze das Dunkel der Nacht erhellte. Eine kleine Meise saß etwas abseits und wunderte sich.



Bücher verbrennen

Der Festakt zur feierlichen Verabschiedung der Abiturientia 1968 in der Aula des Wesergymnasiums hatte seinen Höhepunkt überschritten. Die frischgebackenen Abiturientinnen und Abiturienten hatten Goethes Faust in Auszügen auf die Bühne gebracht. Schüler und Schülerinnen der unteren Jahrgangsstufen waren für die gesangliche Umrahmung zuständig, und einige Laudatoren hatten die anwesenden Schüler, deren Eltern, Ehren- und andere Gäste mit ihren Vorträgen „gelangweilt“.

In diesen Minuten überreichte der Schulleiter jedem einzelnen Abiturienten das Abiturzeugnis und ein Buchpräsent. Die Stimmung war sehr gut, um nicht zu sagen sogar euphorisch. Beifall und Jubelschreie erfüllten die vollbesetzte Aula. Da vernahm Peter, wie durch einen rauschenden Schleier hindurch, seinen Namen.

„Und jetzt bitte ich Peter zu mir nach oben“, forderte der Rektor ihn auf und blickte in seine Richtung. Peters Vater, der stolz neben ihm saß, stieß ihn in die Seite und flüsterte:

„Du bist dran, mach schon, auf die Bühne!“
„Ich, auf die Bühne?“, stammelte Peter ungläubig, erhob sich jedoch automatisch, wie ferngesteuert. Aber was war das? Ein schweres Gewicht schien an seinem neuen Anzug befestigt zu sein. Es zog ihn unweigerlich auf den Stuhl zurück.

„Peter, darf ich dich bitten?“, fragte der Rektor erneut und schien etwas ungeduldig zu werden.

„Natürlich!“, antwortete Peter etwas zu laut und lief rot an. Er überwand mit all seiner Kraft das an ihm zerrende Gewicht, drängelte sich unbeholfen durch die Sitzreihen und stolperte auf die Bühne. Sein Auftritt löste Gelächter aus. Als der Rektor ihm jedoch seine Glückwünsche ausgesprochen und das Zeugnis der Reife samt Buchgeschenk überreicht hatte, hielt Peter beides in die Höhe und strahlte in die Menge. Aus den Augenwinkeln sah er seine stolzen Eltern,

sprang jetzt ein wenig beschwingter von der Bühne und begab sich zurück zu seinem Sitzplatz. Überaus froh zeigte er seinen Eltern das Zeugnis und das Buchpräsent wie zwei Trophäen. Nacheinander und in alphabetischer Reihenfolge ließen seine Klassenkameraden mehr oder weniger souverän die gleiche Prozedur über sich ergehen.



Alle waren letztendlich zufrieden und die Feier nahm ihren Lauf.

„Und somit haben alle Absolventen dieser überaus erfolgreichen Abiturientia im hundertsten Jubiläumsjahr unserer Lehranstalt ihre Zeugnisse erhalten!“

Mit diesen Worten beendete der Rektor seine Laudatio. Georg hatte als letzter sein Zeugnis erhalten, und der Rektor verkündete noch:

„Ich entlasse euch mit frohem Herzen und gutem Gewissen in euren neuen Lebensabschnitt und weiß, dass ihr alle euren Weg gehen werdet. erinnert euch immer gerne an eure Schule und eure Lehrer und vertretet uns gut in der weiten Welt! Jetzt bitte ich die komplette Abiturientia 1968 noch einmal zu einem gemeinsamen Foto auf die Bühne!“

Nach einem wuseligen Hin-und-her gelang dem Fotografen endlich ein passendes Gruppenfoto, und alle wurden wieder auf ihre Plätze entlassen. Der Rektor ergriff erneut das Wort:

„Zum Schluss bleibt mir nur noch die erfreuliche Aufgabe, auf einen kleinen Imbiss mit Umtrunk hinzuweisen, der an der hinteren Wand unserer Aula aufgebaut ist. Mein Dank gilt dem Förderverein.“

Der Rektor verbeugte sich noch einmal und verließ dann die Bühne. Im Nu war das Buffet umlagert und Gelächter und Stimmengewirr erfüllte den großen Raum. Nach unendlichem Händeschütteln und Schulterklopfen spürte Peter, wie Robert ihn am Ärmel zog und ihm zuraunte:

„Wir treffen uns in zehn Minuten bei den

hinteren Toiletten. Ich habe schon allen Bescheid gesagt!"

„Okay“, raunte Peter zurück. Robert war ihr Klassensprecher und hatte anscheinend immer noch das Sagen. Aber was sollte es! Peter entschuldigte sich bei seinen Eltern und bahnte sich einen Weg durch die Menge in Richtung hinteren Ausgang.

Bei den Toiletten waren schon alle Mitschülerinnen und Mitschüler versammelt, und Robert ergriff sofort das Wort.

„Liebe Freunde, das war´s also, wir gehen in alle Himmelsrichtungen auseinander. Aber bevor das Unvermeidliche geschieht, müssen wir unser Abitur noch einmal so richtig zusammen feiern.“
Zustimmendes Gemurmel unterbrach Robert.

Aber nur kurz, dann fuhr er fort:

„Mein Vorschlag lautet also, dass wir uns morgen Nachmittag um vierzehn Uhr in unserem besten Zwirn auf dem Vorplatz der Schule treffen. Die Mädels dürfen sich ruhig einmal so richtig aufbrezeln!“

Zustimmendes Gemurmel von allen Seiten.

„Als ob wir das nicht immer für euch getan hätten!“, warf Ilona ein.

„Schön und gut“, ignorierte Harald Ilonas Einwand und wollte wissen, „und was machen wir dann?“

„Lass mich ausreden!“, meinte Robert.

„Ich besorge vom Hausmeister einen Bollerwagen und alte, ausrangierte Schulbücher, und wir inszenieren einen Abschlussmarsch hinunter in die Stadt. Bis wir dort ankommen machen wir ein paar Mal Station“, dabei zwinkerte Robert verschwörerisch mit den Augen, „und marschieren anschließend auf die Weserbrücke, unserer vorletzten Station.“

Peter fragte ungeduldig und etwas herausfordernd:

„Und dort legen wir dann eine Lesestunde ein und bringen die Bücher anschließend wieder zur Schule.“

„Peter“, konterte Robert, „du kennst mich doch. So einfalllos bin ich nun auch wieder nicht. Nein, wir setzen die Bücher nacheinander in Brand und werfen sie über das Brückengeländer“

Den Anderen standen die Münder offen.

„Abgefahren“, war zu hören, „das gab es noch nie. Das ist mal ganz was Neues!“

Lobend wurde Robert auf die Schultern geklopft,

und der Vorschlag war einstimmig angenommen. „Lasst mich noch eins sagen!“, erhob Peter erneut seine Stimme. „Bücherverbrennung gab es schon einmal, im Dritten Reich, das ist doch heute verpönt. Meinst du, wir können wirklich ...!“ Weiter kam Peter nicht, denn eine Stimme tönte von der Tür her:

„Hier sind Sie also alle. Kommen Sie doch bitte rein, wir wollen feiern!“

Ihr Klassenlehrer hatte sie aufgestöbert und komplimentierte sie zurück in die Aula.

Das war am nächsten Tag vielleicht eine illustre Gesellschaft, die sich da vor der Schule eingefunden hatte! Die Mädels hatten sich total



aufgebrevelt, und die Jungen waren fast alle in schwarzen Anzügen erschienen. Dazu trugen einige von ihnen echte Zylinderhüte. Man konnte

fast den Eindruck gewinnen, dass es sich hier um eine Trauergesellschaft handelte. Na ja, ein wenig traurig war die Abiturientia schon. Man würde schließlich in ein paar Wochen für immer auseinander gehen. Neun gemeinsame Schuljahre in Freud und auch in Leid waren dann *Geschichte!* Aber zuerst wollten sie noch einmal so richtig gemeinsam feiern und Freude haben.

Die Marschformation gestaltete sich wie von selbst. Ihr Jahrgang bestand aus zehn Mädchen und elf Jungen. Zehn Paare fanden sich, und Robert führte den Triumphzug mit dem Bollerwagen an, der mit Büchern und diversen alkoholischen *Getränken* beladen war. Und als Überraschung thronte obenauf eine Strohuppe mit einem Umhängeschild, auf dem „Lehrer“ geschrieben stand. Das hatte also Roberts Augenzwinkern gestern bedeutet!

Peter wollte sich gerade zu Robert an die Spitze des Zuges gesellen, als er von der Seite angesprochen wurde:

„Darf ich mich bei dir unterhaken?“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, hatte sich Ilona bei ihm eingehängt.

„Ich weiß, dass du eine feste Freundin hast“, fuhr sie fort, „du musst mich ja auch nicht gleich heiraten!“

Peter spürte, wie ihm die Röte ins Gesicht schoss und wollte sich schon von Ilona lösen. Da bemerkte er, dass sich alle anderen schon zu Paaren gefunden und aufgestellt hatten und stotterte entschuldigend: „Sch... schon gut, du hattest mich nur etwas erschreckt. Ich war gerade in Gedanken.“

„So, so, in Gedanken bei deiner Freundin?“, wollte Ilona wissen. „Sie wird dich schon nicht vermissen, und es ist auch nur für heute - versprochen!“

Peter wollte noch etwas erwidern, aber der Zug setzte sich schon in Bewegung in Richtung Stadt. Nach ein paar hundert Metern merkte Peter, dass es gar nicht so unangenehm war, Ilona an seiner Seite zu haben. Sie hingte sich nicht an ihn und war auch keine übermäßige Plaudertasche. Sie unterhielten sich angenehm und tauschten Erinnerungen an ihre gemeinsame Zeit in der Schule aus. Sie waren schließlich im letzten Schuljahr Tischnachbarn und hatten einige Erlebnisse gemeinsam bestanden.

Jetzt erscholl ein lauter Ruf von der Spitze des Zuges: „Gaudeamus!“

Das war das Zeichen, das Studentenlied „Gaudeamus igitur“ zu intonieren, und aus allen einundzwanzig Kehlen ertönte:

„:Gaudeamus igitur,
iuvenes dum sumus:
post iucundam iuventutem,
post molestam senectutem,
:nos habebit humus!“:

„Lasst uns also fröhlich sein“ war fast so etwas wie ein Motto für die ausgelassene Gesellschaft. Auf ihrem Marsch in die Stadt wurde ihnen von Passanten freundlich zugewunken. Fenster und Türen öffneten sich, und ein paar aufmunternde Rufe waren zu hören. So angestachelt und aufgeputscht erreichten die einundzwanzig Freunde den Kirchplatz, der anscheinend als erste Station auf dem Weg zur Weserbrücke ausgesucht worden war.

Freudig erregt versammelten sich alle um Robert und den Bollerwagen.

„Her mit dem Stoff!“, war zu hören, und Robert verteilte die Flaschen.

Peter bemerkte, dass Ilona sich von seinem Arm

lösen und eine Flasche Bier holen wollte. Er hielt sie fest und sagte wichtigtuerisch:

„Moment, junge Dame, das ist meine Aufgabe!“

„Hallo, du entwickelst dich noch zu einem echten Gentleman“, gab Ilona zurück und blieb in seiner Nähe. Wieder wurde Peter rot, aber es tat so, als ob er es nicht bemerkt hätte und besorgte ihnen zwei Flaschen.



„Bäh, was ist das denn?“, tönte Harald laut.

„Das ist ja Alsterwasser, ich bin was Stärkeres gewohnt!“

Alle mussten lachen, stießen trotzdem frohgelaut an und sangen lauthals:

„Die Gedanken sind frei, wer kann sie erraten, ...“

Das Studentenlied erfüllte den ganzen Kirchplatz, und sie fühlten sich wirklich wie echte Studenten oder jedenfalls für wichtige Glieder der Gesellschaft.

„Jetzt lasst uns die Lehrer zu Grabe tragen!“, forderte Robert auf. Er setzte die Strohpuppe auf den Boden, etwas abseits vom Bollerwagen, und zündete sie an. Hell loderten die Flammen auf, und die Abiturientia inszenierte einen etwas archaisch anmutenden Tanz drum herum. Zum Schluss standen einige noch etwas andächtig um die „Reste der Lehrer“ verteilt da. Dann wurden die restlichen Flammen gelöscht und die Asche zurück in den Bollerwagen gekehrt.

Als alle ausgetanzt und ausgetrunken hatten, setzte sich der Zug wieder in Bewegung und verließ den Kirchplatz, marschierte die Lange Straße hinunter Richtung Sommerfelder Platz, ihrem zweiten Haltepunkt.

Genau in der Mitte des Platzes scharrte sich die Gruppe erneut um den Bollerwagen, bediente sich bei den restlichen Getränken, das heißt, Peter bediente Ilona, und sie schmetterten wieder lauthals Lieder. Dieses Mal waren dabei: „Au claire de la lune, mon ami Pierrot“, ...

und „It´s a long way to Tipperary, it´s a long way to go“ „...!

Auf dem großen Platz bildete sich eine große Menschenmenge, und viele der Umstehenden fielen in den Gesang mit ein. Nach den Gesängen bildeten sich noch einige Gesprächsgruppen. Viele Hände wurden geschüttelt und Glückwünsche ausgesprochen.

„So etwas Tolles hat es in unserer Stadt ja noch nie gegeben!“, meinte ein älterer Herr.

„Hochachtung, bei solchen Jugendlichen ist es mir um unsere Zukunft nicht bange!“

Solche und ähnliche Aussprüche ließen die Herzen der Abiturientinnen und Abiturienten höher schlagen. Dann hatten sie ja anscheinend alles mit ihrer Aufmerksamkeit erregenden Aktion richtig gemacht!

Dieses Mal hakte Peter sich bei Ilona unter und reihte sich mit ihr in den Zug ein, der nun die letzte Etappe in Angriff nahm. Ein paar der Passanten waren derart neugierig geworden, dass sie sich dem Zug anschlossen.

Auf dem Brink ließen alle noch ein lautes „Gaudeamus igitur“ erschallen, kamen an der Apotheke vorbei, überquerten beim Hotel die

Straße und gelangten nach der Polizeiwache zur Brückenauffahrt.

Die Brücke über die Weser überspannte den Fluss in einem großen Linksbogen und endete von hier aus gesehen am anderen Ufer in dem Ortsteil Uffeln. Aber so weit wollte die glückliche Abiturientia heute nicht.

Sie ließen das alte Kassenhäuschen links liegen und bewegten sich auf der rechten Seite voran, also oberstrom, um in die Mitte der Brücke zu gelangen. Dort angekommen parkte Robert den Bollerwagen direkt am Brückengeländer und wartete, bis sich alle um ihn versammelt hatten. „Liebe Freunde“, begann er eine emotionale Ansprache, „bis hierher haben wir es geschafft!



Weserbrücken-Auffahrt Vlothoer Seite mit ehemaligem Brücken-Zollhäuschen

Und ich meine nicht unseren Triumpfmarsch von unserer Lehranstalt oben auf dem Winterberg, die wir neun lange Jahre besuchen durften, sondern unseren langen, zeitlichen Weg von der Sexta bis zur Oberprima. Leider haben uns einige Weggenossen verlassen müssen, andere sind dazu gestoßen. Und nun stehen wir alle gemeinsam hier auf unserer Weserbrücke, die wir von unserer Schule aus immer im Blick hatten. Sie hat uns, mir jedenfalls, Halt und Zuversicht gegeben.“

„Hört, hört“, unterbrach Peter kurz Roberts Redefluss, und alle Freunde klatschten Beifall.

„Danke, Peter“, fuhr Robert gerührt fort, „ich weiß deine Meinung und deine Freundschaft auf ewig zu schätzen!“

Nachdem er sich wieder gefasst hatte, setzte er seine Ansprache fort. Die anwesenden Passanten lauschten ebenfalls gespannt.

„Hier nun, auf unserer symbolischen Brücke ins Leben, möchte ich eine Zäsur setzen, die wir nie vergessen werden. Wir lassen unser bisheriges Leben, also auch die Schule, hinter uns und demonstrieren das mit der Verbrennung alter Schulbücher. Die Weser wird die Reste bis zur Nordsee tragen und dann in alle Welt verteilen -

symbolisch für uns und unser Leben. Peter hatte mich neulich darauf hingewiesen, dass eine Bücherverbrennung böse Erinnerungen wecken könnte. Damit er am eigenen Leib spürt, dass unsere Aktion hier jedoch eine ganz eigene, positive Absicht verfolgt, bitte ich ihn, mit Harald und mir zusammen jetzt zur Tat zu schreiten und diesen symbolischen Akt zu vollziehen.“

Peter war etwas überrascht, ließ sich aber unter Zurufen und Beifall nicht lange bitten. Harald und er rissen Blätter aus den alten Schulbüchern, die im Bollerwagen lagen, hielten sie Robert hin, der sie anzündete, und warfen sie in hohem Bogen in den Fluss. Noch mehr Beifall brandete auf, und Menschen überquerten die Fahrbahn, um zu beobachten, wie der aufkommende Wind die Brandfackeln auf der anderen Seite der Brücke in die Fluten wehte. Auf der Brücke waren zu diesem Zeitpunkt zum Glück kaum Autos unterwegs, so dass es zu keinen Behinderungen kam.

„Ich verstehe eines nicht“, wandte Peter sich an Ilona, die ihm ein weiteres Buch reichte, „warum hat die Polizei sich noch nicht sehen lassen? Die

Polizeistation ist doch keine dreihundert Meter entfernt?"

Ilona meinte: „Ich kann mir das nur so erklären, dass die Beamten die besondere Bedeutung unserer Aktion erkannt haben. Weiter haben wir niemanden behindert oder geschädigt, und das bisschen Umweltverschmutzung,..."

Damit hatte sie wohl Recht, und Peter zerriss weiter die Bücher.

Als endlich alle Bücher ihrer Bestimmung zugeführt worden waren, ergriff Robert erneut das Wort:

„Das war großartig!“, rief er euphorisch.

„Ich hoffe, ihr habt es genau so genossen wie ich und wir können zu unserem letzten

Tagesordnungspunkt übergehen. Wir räumen hier auf und treffen uns in etwa einer Stunde in unserer Stammkneipe. Ich weiß, dass Franz seine Bestände extra unseretwegen aufgestockt hat.

Auf geht´s!"

Die Versammlung johlte und klatschte, bis allen die Hände schmerzten und löste sich vorerst einmal auf. Einige der Freunde, vor allem die Mädchen, wollten sich umziehen und frisch machen - warum auch immer!

Das Treffen in ihrer Stammkneipe wurde zu einem großen Ereignis. Natürlich waren alle gekommen und erfüllten den gesamten Schankraum schon bald mit lautem *Gesang*, der nach einigen Bierchen mehr und mehr in *Gegröle* überging.

Ein vollends geglückter Tag neigte sich dem Ende entgegen.

In der Zeitung des nächsten Tages schrieb der Reporter, den sie in ihrer Anspannung anscheinend nicht bemerkt hatten, von einem großen Ereignis in ihrer Stadt, das es in dieser Art bisher noch nicht gegeben hatte. Er schrieb ausführlich von den Aktionen, nannte aber zum Glück keine Namen. Auch an den folgenden Tagen waren die Zeitungen voll von positiven Überschriften:

- „Pauker“ zu Grabe getragen und verbrannt!
- Glattes Abi zum 100jährigen, alle haben bestanden!
- Einer Puppe ging es an den Kragen!
- Alle bestanden die Reifeprüfung!
- In die Freiheit entlassen!
- Abschied ohne Tränen!

Es mangelte der Abiturientia 1968 also nicht an

verdienter Aufmerksamkeit!
Irgendwie schafften es die einundzwanzig
Freunde trotz all der ausgelassenen Zecherei und
Grölerei, sich gegenseitig das große Versprechen
abzuverlangen, sich irgendwann einmal wieder zu
treffen - und sei es erst in fünfzig Jahren, im
Jahre 2018! Dann würde ihre Schule das 150.
Jubiläum feiern!

Ausblick

Was kommt nach den besten Jahren?

Natürlich - die allerbesten Jahre!

Einen Erwachsenen stellt das Leben vor ganz andere Aufgaben als einen Jugendlichen.

Diese Kapitel sind jedoch noch nicht zu Ende geschrieben!